

## „Arisierung“ der Wirtschaft in Thüringen: Das Beispiel Arnstadt

### „Der Weg der Arisierung“

Der Staat duldet keinen jüdischen Einfluß in der Wirtschaft – Er sorgt für ordnungsgemäße Ueberführungen in arische Hand. Der nationalsozialistische Staat hat niemals Zweifel darüber gelassen, daß er die Entfernung der Juden aus allen wirtschaftlichen Positionen fordert, wo ihre Mitwirkung als politisch oder volkswirtschaftlich störend empfunden wird. Die ‚Arisierung‘ der Betriebe ist im Laufe der Zeit ein bestimmter Begriff geworden, doch hat sich dieser Vorgang nicht überall mit der gewünschten Schnelligkeit vollzogen. Die bisherigen Bestimmungen kannten nur eine freiwillige Arisierung, die allerdings seit dem Frühjahr 1938 immer häufiger wurde. Es gibt aber eine große Zahl jüdischer Betriebe oder Besitzungen, bei denen die Veräußerung an arische Inhaber auf Schwierigkeiten stößt, sei es, daß jüdische Eigentümer ins Ausland abgezogen sind oder sonst keine Lust zeigen, die Erfordernisse der Zeit zu begreifen [...] Die neue Verordnung der Reichsregierung betrifft in der Hauptsache den übrigen gewerblichen Besitz in jüdischer Hand, aber auch landwirtschaftlichen und sonstigen Grundbesitz, sowie das Eigentum an Wertpapieren, Gold und Kunstschatzen. Der leitende Gedanke geht dahin, daß die Juden auf jeden direkten und indirekten Einfluß zu verzichten haben, der sich aus wirtschaftlichen Kräften ergibt, sei es durch den Betrieb von Unternehmen, durch größeren Aktienbesitz, Hausbesitz, landwirtschaftlichen Grundbesitz usw. [...] Das neue Gesetz schafft die erforderlichen Möglichkeiten, um der Arisierung das erwünschte schnelle Tempo zu verleihen. Wo der Weg des freiwilligen Verkaufs beschritten wird, erübrigt sich die Einsetzung eines Treuhänders. Daß die Juden keine neuen Besitze oder Beteiligungen und auch keine weiteren Gegenstände aus Gold usw. erwerben dürfen, versteht sich von selbst.<sup>125</sup>

125 „Arisierung“ in Thüringen. Entrechtung, Enteignung und Vernichtung der jüdischen Bürger Thüringens 1933–1945. Hrsg. von Monika Gibas, Bd. 1, Erfurt 2006, Dokument 12, S. 52.

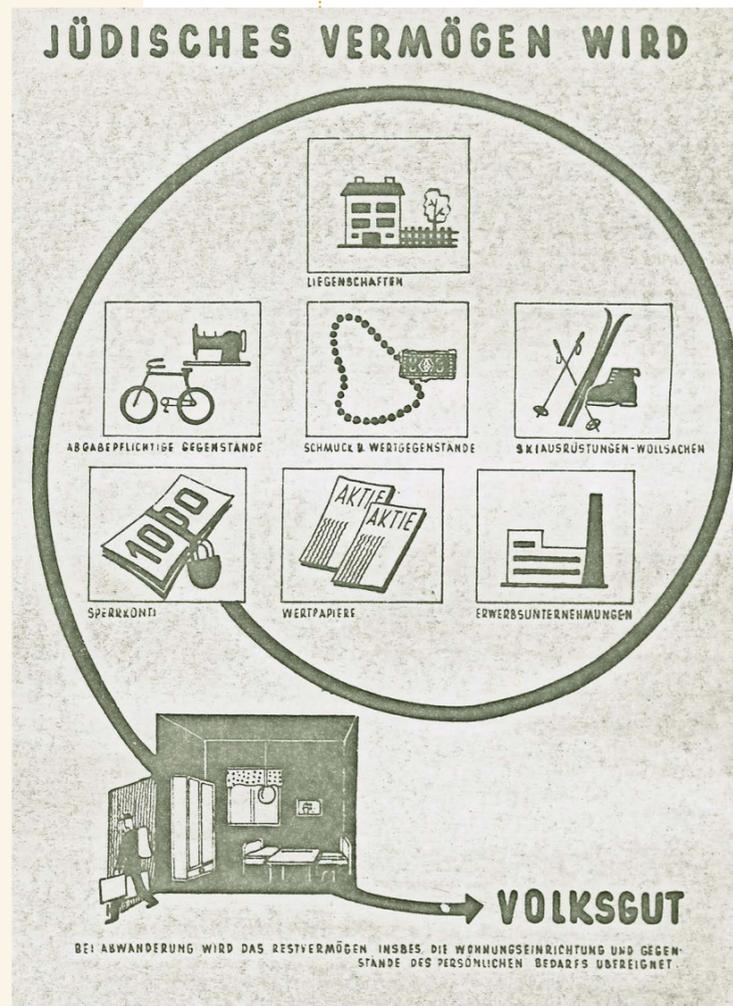
## „Treu in allen seinen Taten“: Hermann Ehrlich (1815–1879) – ein Kantor und Lehrer im Zeitalter der jüdischen Emanzipation

Jascha Nemtsov

Abb. 40

Deckblatt eines Berichtes der  
Treuhandstelle Prag, 1942

Quelle: Landesarchiv Berlin



Am zweiten Weihnachtstag 1879 näherte sich eine kleine jüdische Trauerprozession aus Arnstadt dem etwa zehn Kilometer entfernten Jüdischen Friedhof in Plaue im Thüringer Wald. Der malerisch auf einem Hügel unterhalb der gewaltigen Burgruine Ehrenburg gelegene und terrassenförmig gestaltete Friedhof diente als letzte Ruhestätte nicht nur für die wenigen ortsansässigen Juden, sondern auch für die Juden aus Ilmenau und Arnstadt, die keinen eigenen Friedhof hatten. Nur fünf oder sechs Menschen in Begleitung des Erfurter Rabbiners Dr. Jecheskel Caro brachten den Sarg mit den sterblichen Überresten des pensionierten jüdischen Kantors und Lehrers Hermann (Naftali<sup>1</sup>) Ehrlich zum Friedhof. „Als wir nun mit der Leiche in Plaue angekommen waren“, berichtete einige Tage später Rabbiner Caro, „erwarteten uns die gesamten Schulkinder des Ortes in Reihen aufgestellt. Christliche Träger nahmen den Sarg in Empfang und mehr als 200 Männer und Frauen wanden sich mit uns den steilen Pfad nach dem Friedhof hinauf. Mit tiefer, aber ich muss gestehen mit freudiger Rührung sprach ich am Grabe des Ehrenmannes, vom Gipfel des Berges aber schweiften meine Blicke in die weite Gotteswelt und mehr als jemals ward mir nach diesem Begräbnis zur Gewissheit, dass die Zeit kommen wird, in der ‚Gotteserkenntnis und Menschenliebe die Erde bedecken wird, wie Wasser bedeckt den Meeresgrund‘.“<sup>2</sup>

Man könnte es als gewisse Ironie des Schicksals betrachten, dass diese bemerkenswerte Anteilnahme der

christlichen Nachbarn die bedeutendste Ehrung bleiben sollte, die Hermann Ehrlich je widerfahren ist – bis vor kurzem. Schon bald nach seinem Tod verschwand sein Name aus dem öffentlichen Gedächtnis, genauso wie die Namen unzähliger anderer jüdischer Kantoren jener Zeit. Auch Ehrlichs Grab auf dem Jüdischen Friedhof in Plaue wurde bis vor einigen Jahren vollkommen vernachlässigt. Wie durch ein Wunder überstand der Grabstein alle Widrigkeiten der vergangenen Epochen, 2011 konnte er vom Arnstädter Heimatforscher Jörg Kaps identifiziert, aufgerichtet und gereinigt werden. Auf dem Grabstein ist nur Ehrlichs hebräischer Vorname Naftali vermerkt, während sein deutscher Vorname Hermann fehlt. Ehrlich hatte seinen Grabstein samt der hebräisch-sprachigen und der deutschen Inschrift anscheinend einige Wochen vor seinem Tod in seinem autobiografischen Tagebuch selbst entworfen.

Die Übersetzung der hebräischen Inschrift lautet: „Der g[elehrte] H[err] Naftali Ehrlich Sch[aliach] Tz[ibur] [d. h.: Kantor] s[tarb] am neunten Tag des Monats Tevet 5640 [d. h.: am 24. Dezember 1879].<sup>3</sup> Danach folgt auf Zeilen 3–7 die Eulogie: „Treu in seinem ganzen Wirken / Mund und Herz waren für die Anderen / Er schrieb Lieder für seinen Herrn / Er lehrte Jugend bis er alt wurde / Gott war seine ganze Zuversicht.“<sup>4</sup> Wie bei hebräischen Grabinschriften jener Zeit üblich, ist der Eulogie-Teil in Form eines Akrostichons verfasst: die Anfangsbuchstaben dieser Zeilen ergeben Ehrlichs hebräischen Namen Naftali. Auf der letzten Zeile folgt die übliche abgekürzte Formel: „Seine Seele möge eingebunden sein im Bund des Lebens“.

1 Im Judentum wird zwischen dem weltlichen und dem religiösen hebräischen Namen unterschieden. Der Letztere wird in der Regel ausschließlich im liturgischen Kontext verwendet.

2 Allgemeine Zeitung des Judentums vom 9. März 1880, in: [http://www.alemannia-judaica.de/plaue\\_friedhof.htm](http://www.alemannia-judaica.de/plaue_friedhof.htm). Ich danke Jörg Kaps aus Arnstadt für den Hinweis auf diese Zeitungsnotiz sowie für weitere Materialien, die im vorliegenden Artikel benutzt wurden. Das biblische Zitat stammt aus dem Buch Habakuk 2:14.

3 Das genaue Datum ist mit fremder Hand eingefügt.

4 Die letzte Zeile scheint von einem Fragment des traditionellen Tischgebets inspiriert zu sein. Ich danke Kantor Isidoro Abramowicz für diesen Hinweis und für seine Hilfe bei der Übersetzung.



„Treu in allen seinen Taten“: Hermann Ehrlich (1815–1879) – ein Kantor und Lehrer im Zeitalter der jüdischen Emanzipation

Hermann Ehrlich in seinen letzten Lebensjahren

Fotoportrait aus der Sammlung des Leo Baeck Institute in New York.



Trotz dieser Würdigung und obwohl der Nachlass von Hermann Ehrlich am Leo Baeck Institute in New York – darunter seine Autobiografie unter dem Titel „Mein Leben und Wirken“, die Gebetsbücher aus seinem Besitz, seine musikalischen Kompositionen sowie die gesamten Jahrgänge der von ihm publizierten „Liturgischen Zeitschrift“ – inzwischen vollständig digitalisiert und im Internet frei zugänglich ist, gab es bislang dennoch keinerlei wissenschaftliche Auswertung seines Lebensweges und seines Wirkens. Der vorliegende Artikel soll einen ersten Beitrag dazu leisten.

### Jugendzeit und Ausbildung (1815–1836)

Hermann Ehrlich wurde am 20. Februar 1815 im südthüringischen Dorf Gleicherwiesen (heute Ortsteil der Stadt Römhild) im damaligen Herzogtum Sachsen-Meiningen geboren. Gleicherwiesen gehörte damals zu den wenigen sogenannten „Judendörfern“ im Herzogtum, in denen es Juden durch die lokalen Grundbesitzer erlaubt war, sich gegen Schutzgeld anzusiedeln, während in den meisten anderen Ortschaften, darunter fast allen Städten, Juden bis weit in das 19. Jahrhundert hinein nicht geduldet wurden. Jüdische Familien waren in Gleicherwiesen seit dem

geschichte durch eine einzigartige Leistung eingegangen: Er begründete 1851 das erste Periodikum auf dem Gebiet der synagogalen Musik, die „Liturgische Zeitschrift zur Veredelung des Synagogengesangs mit Berücksichtigung des ganzen Synagogenwesens“, die er dann mehrere Jahre lang herausgab und die damals eine beträchtliche Resonanz fand.

Die Arbeit von Hermann Ehrlich wurde daher bereits vom Klassiker der jüdischen Musikwissenschaft Abraham Z. Idelsohn in seinem Standardwerk „Jewish Music in Its Historical Development“ (1929) gewürdigt: „While in the beginning, the Reform Movement regarded tradition as a valueless old burden from which it sought to release itself, Moderate Reform, little by little, came to exhibit the same degree of enthusiasm in retaining the old traditional tunes and chants as it had previously shown eagerness to forget them, for it is the nature of men to begin appreciating things after they are removed from them. [...] An earnest attempt at collection was made by a magazine called *Liturgische Zeitschrift*, which was devoted to liturgy and Synagogue song, started by the teacher and cantor Hermann Ehrlich in the fifties of the nineteenth century in Berkach, Meiningen [...]. In that magazine there was gathered a considerable number of traditional tunes and of their different variations.“<sup>8</sup> Hermann Ehrlich wurde von Idelsohn außerdem in der Übersicht der bedeutenden Kantoren der moderaten Reform neben solchen Größen wie Abraham Baer, Eduard Birnbaum, Aron Friedmann oder Pinchas Minkowsky erwähnt, die zur „Sammlung traditioneller Melodien und Erforschung ihres Ursprungs und Geschichte“ beitrugen.<sup>9</sup>

8 Abraham Z. Idelsohn: *Jewish Music in Its Historical Development*, Reprint, Dover Publications, New York 1992, S. 338.

9 Ebd., S. 287 und 294.

17. Jahrhundert ansässig, die jüdischen Händler trugen wesentlich dazu bei, dass dem Dorf Mitte des 18. Jahrhunderts der Status eines Marktflecks verliehen wurde. Die jüdische Gemeinde wuchs danach kontinuierlich. In Ehrlichs Jugendzeit bildeten die Juden über 40 % der Bevölkerung des Ortes. Später, im Jahre 1875, waren dort über 230 Juden gemeldet – fast genauso viel, wie die heutige gesamte Einwohnerzahl des Dorfes.

Ehrlichs Vorfahren lebten seit mehreren Generationen in Gleicherwiesen. Sein Vater, Ahron Kusel<sup>10</sup> Ehrlich (1789–1858), kam ursprünglich aus ärmlichen Verhältnissen und brachte es nach vielen Jahren harter Arbeit zum Besitzer eines Schnittwarengeschäfts, das er im benachbarten Römhild betrieb. „Diese Niederlassung begründete ihm durch seinen großen Fleiß und Sparsamkeit seinen späteren großen Wohlstand.“<sup>11</sup> In Ehrlichs Jugendzeit war vom Wohlstand aber noch nicht die Rede, denn er erinnert sich gleichzeitig, dass sein Vater „mit seiner sanftmütigen, an große Entbehrungen gewöhnten Frau oft nur kümmerlich den nötigen Lebensunterhalt“ für ihre fünf kleinen Kinder aufbringen konnte. Die Familie pflegte eine traditionelle jüdisch-orthodoxe Lebensweise, die Alltagssprache war jiddisch. „Meine Eltern gehörten dem Handelsstande an und erwarben sich durch großen Fleiß, Anstrengung und Sparsamkeit ein leidliches Auskommen. Die Charakterzüge meiner seligen Eltern waren äußerste Genügsamkeit, rastlose Tätigkeit, größte Sparsamkeit, strenge Erziehung und liebevolle Hingebung für ihre 5 Kinder, innere Gottesfurcht

und strenge Rechtgläubigkeit. Täglich dreimaliges Gebet, pünktliche Befolgung aller üblichen ceremoniellen Gebräuche, unausgesetzter Synagogenbesuch selbst an den Werktagen war bei ihnen zur Gewohnheit und zur Freude geworden.“<sup>12</sup>

Zu den glücklichsten Erinnerungen Ehrlichs gehörten die Schabbat-Abende, „wenn der Vater am Freitage von seiner harten Werktagsreise zu seiner lieben Familie allwöchentlich zurückkehrte und abends die Sabbatlieder harmonisch mit den singfähigen Kleinen und der lieben Mutter“ anstimmte. Der Vater, den Ehrlich als „rechtschaffen und fromm“, „stark und fest in Vertrauen auf seinem Gotte“ bezeichnet, engagierte sich neben seinem schweren Berufsalltag im jüdischen Gemeindeleben und genoss hohes Ansehen gleichermaßen bei seinen jüdischen wie auch christlichen Nachbarn: „Nicht unwissend in hebräischer wie in deutscher Sprache widmete er sich der Beschneidungsfunktion als *Mohel* und seine Geschicklichkeit und Uneigennützigkeit verschaffte ihm hierin einen so weiten Kreis im In- und Ausland, dass er 350 Knäbchen in diesen heiligen Bund einführte.“<sup>13</sup> Während Ehrlichs Mutter Lea Ehrlich, geb. Friedmann (1790–1843)<sup>14</sup>, in seiner Autobiografie nur flüchtig erwähnt wird, sind der Persönlichkeit des Vaters mehrere Seiten gewidmet, darunter ein Nachruf, den Ehrlich nach dessen Tod verfasste.<sup>15</sup> Es ist offensichtlich, dass die Gestalt und die „rechtschaffene“ Lebensweise

12 Ebd., S. 31 ff.

13 Ebd., S. 31. Als Ausland meint Ehrlich die Gebiete außerhalb des Herzogtums Sachsen-Meiningen. Die Beschneidung heißt im Hebräischen Brit-Mila (zu Deutsch: Bund der Beschneidung) und wird als Eintritt eines männlichen Neugeborenen in den Bund mit Gott angesehen.

14 Angaben aus: Papers of various family members, in: Leo Baeck Institute New York, Hermann Ehrlich Collection, AR 25610 1/3, S. 4.

15 In seinen letzten Lebensjahren – vermutlich nach dem Tod des Vaters und ihm zu Ehren – führte Ehrlich „Ahron“ als seinen zweiten Vornamen.

10 Der jiddische Vorname Kusel stammt vom biblischen hebräischen Namen Jekuthiel (in jiddischer Aussprache Jekusiel), der „Gott wird nähren“ bedeutet.

11 Hermann Ehrlich: Mein Leben und Wirken, Manuskript, in: Leo Baeck Institute New York, Hermann Ehrlich Collection, AR 25610, S. 31. Nach Ehrlichs Tod wurden große Teile des Manuskripts mit Schreibmaschine abgetippt, in dieser Version ist die Schrift „Lebenslauf und Tagebuch“ betitelt: M.E.419.

des Vaters, „der als Gatte und Vater stets die musterhafte Pünktlichkeit, Ordnungsliebe, und große Religiosität zeigte und solche Tugenden allen seinen Kindern gleichsam einimpfte“, auf ihn zutiefst prägend wirkten. „Mein Vater war weder ein ängstlicher oder heuchlerischer Frömmeler, noch ein Mauschwätzer; offen und grad, auch zuweilen derb, gerecht und wahrheitsliebend war sein ganzes Wesen. [...] ebenso war er stets ein Freund alles Guten, Rechten und Schönen, dagegen auch ein Feind jeder Lüge, Heuchelei und Verstellung.“<sup>16</sup>

Diese vom Vater „eingepflichten“, später von ihm selbst verinnerlichteten und gelebten Tugenden versuchte Ehrlich auch an seine eigenen Kinder weiterzugeben – das war offenbar der Hauptzweck seiner Autobiografie, deren erste Seiten ausschließlich Belehrungen und Lebensweisheiten enthalten. Ausschlaggebend war an diesem Lebensstil das Pflichtgefühl und nicht die individuelle Entfaltung oder gar Lebensgenuss. So schreibt Ehrlich gleich zu Beginn: „Aus meinen eigenen Lebenserfahrungen kam ich zur vollkommenen Überzeugung, dass [für den] Mensch[en] bei der Wahl und Verfolgung seines Berufs, bei der Begründung seines Glücks nicht der eigene Wille und nicht sein Entschluss über sein Wohl und Wehe bestimmen, sondern dass eine höhere Macht, eine Vorsehung über unser ganzes Geschick und Glück, über die Richtung unserer Bestrebungen allein entscheidet.“<sup>17</sup> Ehrlichs Neigung zum gereimten Wort drückt sich immer wieder in eingeflochtenen Versen aus, wie etwa in einem Gedicht, das den eigenen Familiennamen im Sinne von „nomen est omen“ interpretiert: „Was ihr sagt, sei immer wahr / Ehrlich bleibt immerdar / Haltet Wort in jedem Fall / Dann traut man euch überall.“ Ehrlichkeit wurde von ihm als höchstes Gut betrachtet,

<sup>16</sup> Ebd., S. 32.

<sup>17</sup> Ebd., S. 2.

und im Umgang mit seinen Kindern legte Ehrlich anscheinend die gleichen Tugenden und Erziehungsmethoden an den Tag, die er zuvor von seinen Eltern erfahren hatte. So beschloss er später, seinen gerade einmal 17 Jahre alt gewordenen Sohn Heinrich „aus drei verschiedenen an uns vergangenen leichtsinnigen Vergehungen“ für immer nach Amerika zu schicken. Über dessen weiteres Schicksal ist nichts bekannt. Auch die „größte Sparsamkeit“ und vermutlich ebenso „äußerste Genügsamkeit“ gehörten zu Ehrlichs markanten Eigenschaften: Sein Tagebuch ist voll mit Auskünften über die notwendigen Geldausgaben. Auch bei Krankheiten von Familienangehörigen verschweigt er nicht, wie viel Geld für den Arzt und Apotheker bezahlt werden musste, wie etwa bei einer Operation der Tochter Louise: „ihr Leiden kostete uns zu unsrem unaussprechlichen Kummer 200 fl.“<sup>18</sup>

Bei seiner Geburt wurde Ehrlich – wie in jüdischen Familien üblich – nach seinem 1812 verstorbenen Großvater Hirsch genannt.<sup>19</sup> Dieser Vorname wurde später zu Hermann verdeutscht.

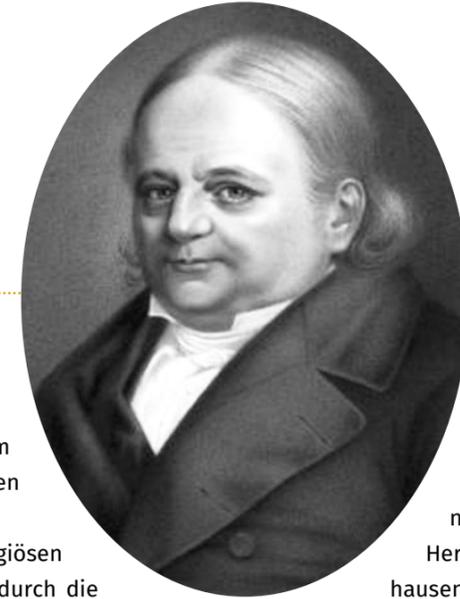
Da Hermann Ehrlich als kleines Kind schwächlich und kränklich war, beschlossen die Eltern, ihn bereits in seinem 2. Lebensjahr zur Pflege zu den Großeltern mütterlicherseits ins nahegelegene Simmershausen (heute ist das Dorf ebenfalls wie Gleicherwiesen Teil der Stadt Römhild) zu schicken, wo er einen großen Teil seiner Kindheit verbrachte. Anscheinend wurde bei den Großeltern nicht der gleiche harte Erziehungsstil praktiziert wie im väterlichen Haus, so dass Ehrlich eine unbeschwerte Zeit dort verbrachte. Neben dem Schulunterricht in Simmershausen (vermutlich an der dortigen jüdischen Religionsschule) be-

<sup>18</sup> Ebd., S. 41. Fl. war die gängige Abkürzung für Gulden.

<sup>19</sup> Es war dagegen verpönt, Kinder nach lebenden Familienangehörigen zu nennen.

#### Ludwig Nonne

Hanspeter Wulff-Woesten: Wirken, solange es Tag ist! Dr. Ludwig Nonne – Leben und Werk des „Pestalozzi Thüringens“, Salier Verlag, Leipzig 2008



kam Ehrlich auch Musikstunden beim Musiklehrer der örtlichen christlichen Schule Geisthardt.

Nach dem Erreichen der religiösen Volljährigkeit mit 13 Jahren wurde durch die Eltern sein künftiger Beruf entschieden: Er sollte Lehrer werden. Seine erste Ausbildungsstätte war die Israelitische Elementarschule in Oberwaldbehrungen vor der Rhön, etwa 30 km von seinem Heimatdorf entfernt. Diese Schule wurde von dem erfahrenen und allseits geschätzten Lehrer Jacob Epstein geleitet. Sein Ruf war auch darin begründet, dass etliche Absolventen der Schule bald selbst eine Anstellung als Lehrer fanden. Auch dieses kleine Dorf war damals stark jüdisch geprägt: Fast 40 % der Bevölkerung oder ca. 130 Personen waren Juden. Um diese Zeit wurde eine eigene Synagoge erbaut. Hermann Ehrlich entwickelte eine starke Zuneigung zu Epstein, der nach seinen Worten „ganz Pädagoge“ war und „große Humanität“ besaß. Es war für ihn daher ein schwerer Schlag, als der geliebte Lehrer bereits eineinhalb Jahre später erkrankte und starb. Als der Unterricht nicht mehr möglich war, wurde der junge Ehrlich aus Oberwaldbehrungen abgeholt: „Mit Flammenzügen steht noch die tief eindringende, inhaltvolle Abschiedsrede in meiner Seele, die er an mich in seinem Krankenbette hielt und worauf ich mich mit meinem Vater entfernte und die Reise nach Hause antrat.“<sup>20</sup> Die nächsten zwei Jahre verbrachte Ehrlich zu Hause in Gleicherwiesen; diese Zeit nennt er „eine der unangenehmsten in meinem seitherigen Leben“<sup>21</sup>. Das lag unter anderem daran, dass die Familie an seinen Fähigkeiten zweifelte, das Ziel einer Lehrerausbildung zu erreichen.

<sup>20</sup> Ebd. S. 6.

<sup>21</sup> Ebd., S. 7.

Umso größer war seine Freude und Genugtuung nach der bestandenen Aufnahmeprüfung am staatlichen Herzoglichen Lehrerseminar in Hildburghausen. Als der 17-jährige Ehrlich dort 1832 mit seinen Studien begann, genoss diese Einrichtung bereits lange einen ausgezeichneten Ruf. Das Seminar wurde 1795 begründet und 1827 mit dem Lehrerseminar aus Meiningen zusammengelegt. Seit 1810 wurde das Seminar durch Ludwig Nonne<sup>22</sup> (1785–1854) geleitet.

Nonne hatte sein Theologie- und Philosophiestudium an der Universität Jena mit Promotion abgeschlossen und wurde später auf Anregung des Herzogs hin Schüler des berühmten schweizerischen Pädagogen Johann Heinrich Pestalozzi. Nach seiner Rückkehr wirkte Nonne entsprechend Pestalozzis fortschrittlicher Methoden dann jahrzehntelang als bedeutendster Reformator des Schulwesens im Herzogtum Sachsen-Meiningen. Nonne, der auch „Pestalozzi Thüringens“ genannt wurde, trug wesentlich dazu bei, dass Hildburghausen zu einem der wichtigsten Bildungszentren Mitteldeutschlands wurde und als „Stadt der Schulen“ galt. Nonne war nicht nur Pädagoge, sondern auch evangelischer Pfarrer. Als Generalsuperintendent wurde er 1835 der oberste evangelische Geistliche des Herzogtums und als Oberkonsistorialrat leitendes Mitglied der staatlichen Kirchenbehörde, des „Konsistoriums für Kirchen und Schulsachen“, das auch für das jüdische Gemeinwesen zuständig war. Außerdem war Nonne politisch als Mitglied des Meininger Landtags und später im Frankfurter Vorparlament aktiv. Schließlich war er Freimaurer und Stuhlmeister in einer Loge in Hildburghausen.

<sup>22</sup> Sein voller Name war Carl (auch Karl) Ludwig Nonne.

Es war zum großen Teil Nonnes Verdienst, dass an seinem Lehrerseminar ab 1828 auch jüdische Studenten aufgenommen wurden. Diese konfessionelle Offenheit einer evangelischen Einrichtung stand im Einklang mit den generellen Bemühungen für die jüdische Assimilation und Emanzipation, die durch den Staat intensiv gefördert wurde. Es war damals gesellschaftlicher Konsens, dass die Juden nur integriert und rechtlich gleichgestellt werden konnten, wenn ihre Lebensweise und ihre Bildung zunächst ebenfalls den allgemeinen Normen und Standards angeglichen würden. Sie sollten sich also „verbessern“ bzw. „umerzogen“ werden. Auch in Sachsen-Meiningen setzte sich seit dem herzoglichen „Judenpatent“ von 1811 dieser Erziehungsgedanke durch. Nicht zufällig wurde dieses „Patent“ als „Erziehungsgesetz“ bezeichnet: „Es ging von der Voraussetzung aus, dass ‚die inländischen Juden zu dem vollständigen Genuss des Staatsbürgerrechts noch nicht hinlänglich vorbereitet seien‘, und betrachtete es als vorzüglichste Pflicht der Regierung und als eigentlichen Zweck der Verordnung selbst, den Juden den Weg zur Erlangung der vollen Gleichberechtigung zu bahnen und zu erleichtern.“<sup>23</sup> Die Maßnahmen der Regierung sollten eine radikale Veränderung des jüdischen Lebens bewirken, das allgemein als minderwertig und eines Staatsbürgers unwürdig erachtet wurde. „Es war nur ganz folgerichtig, dass der Staat, der seine Juden – nach dem allgemeinen Grundsatz aller zeitgenössischen Judenemanzipation – zu besseren und nützlicheren Mitgliedern des Staatsverbandes machen wollte, wie der wirtschaftlichen Betätigung so auch der kulturellen Verfassung seiner jüdischen Untertanen seine Aufmerksamkeit zuwandte. [...] Man erblickte

23 [Jacob Jacobson], Zur Begründung des Landrabbinats und zur Entstehung der Synagogen- und Gottesdienstordnung für das Herzogtum Sachsen-Meiningen, in: Mitteilungen des Gesamtarchivs der deutschen Juden, 6. Jahrg. (1926), Anlage, Berlin, S. 68.

in dem ganzen Religionssystem der Juden etwas Schädliches und etwas Kluftschaftendes und wollte beidem dadurch begegnen, dass man die als abwegig empfundenen Erscheinungen des nur von außen gesehenen jüdischen Religionswesens abzuändern und abzuschaffen und überdies die jüdische Jugend durch die Schule dem deutschen Kulturleben anzuschließen suchte.“<sup>24</sup>

Seit den frühen 1820er Jahren übernahmen daher die Regierungen in allen deutschen Ländern immer mehr die Kontrolle über das jüdische Gemeindeleben und über jüdische Bildungseinrichtungen. Das Ziel war unter anderem, dass Lehrer an jüdischen Elementar- und Religionsschulen den gleichen Qualitätsanforderungen entsprachen wie die christlichen Pädagogen. Zwar wurden die jüdischen Lehrer nach wie vor von den Gemeinden bezahlt, sie konnten aber nur angestellt werden, wenn sie von den staatlichen Behörden zugelassen wurden. Das galt auch für die Rabbiner, deren Tätigkeit ebenfalls der staatlichen Aufsicht unterlag.

Für die Regulierung des jüdischen Gemeindelebens wurden staatliche „Synagogenordnungen“ oder „Judenordnungen“ erlassen, die minutiöse Regelungen für alle Aspekte des jüdischen Gemeindelebens, darunter auch die musikalische Gestaltung der Gottesdienste, enthielten. Die erste solcher Synagogenordnungen wurde bereits 1810 in Kassel unter der französischen Besatzung und unter Mitwirkung des Begründers der jüdischen Reformbewegung Israel Jacobsohn (1768–1828) vorbereitet. Weitere deutsche Synagogenordnungen, die diese ursprünglich französische Idee einer staatlichen Kontrolle des jüdischen Gemeindelebens implementierten, sind aber erst ab den 1820er Jahren belegt.<sup>25</sup> Sie spielten eine wichtige Rolle in der Verbrei-

24 Ebd. S. 69.

25 Vgl. Jacob J. Petuchowski: Prayerbook Reform in Europe: The Liturgy of European Liberal und Reform Judaism, URJ Press, New York 1968.

itung der jüdischen religiösen Reform, denn überall waren es vor allem die jüdischen Reformer, die in Zusammenarbeit mit den staatlichen Behörden diese Synagogenordnungen entwickelten: „It is quite possible that, in a number of cases, it was the government itself which took the initiative. [...] On the whole, it would be safe to assume that where an enlightened government concerned itself with synagogue affairs and not all governments taking an interest in Jewish worship were enlightened the government's aims and objectives by and large coincided with those of the Reformers“.<sup>26</sup> So wurde etwa die „Judenordnung“ im benachbarten Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach maßgeblich durch den Anhänger radikaler Reform und Mitglied des von Abraham Geiger begründeten Vereins jüdischer Gelehrter, den Landesrabbiner Dr. Mendel Hess (1807–1871), und gegen den erbitterten Widerstand vieler Gemeindemitglieder durchgesetzt.<sup>27</sup> Obwohl die Synagogenordnung in Sachsen-Weimar-Eisenach bereits 1823 entworfen wurde, konnte sie deswegen erst 1837 offiziell erlassen werden. Um die Veränderungen zu fördern, wurden Reformrabbiner oft direkt an staatliche Behörden berufen, wie etwa der Rabbiner Joseph (von) Maier (1797–1873), der zum Kirchenrat an der Württembergischen „Königlich-Israelitischen Oberkirchenbehörde“ in Stuttgart ernannt wurde und maßgeblich an der dortigen Synagogenordnung mitwirkte.<sup>28</sup> Die Behörde wurde 1832 gegründet und zunächst dem Innenministerium, ab 1848 dem Ministerium des Kirchen- und Schulwesens unterstellt.

26 Ebd., S. 105–106.

27 Mendel Hess hatte auch in Sachsen-Meiningen Einfluss und wurde in den 1830er Jahren von den dortigen Behörden in das Reformwerk einbezogen.

28 Geoffrey Goldberg: The Training of Hazzanim in Nineteenth-Century Germany, in: Yuval: Studies of the Jewish Music Research Centre, Vol. VII, Studies in Honour of Israel Adler, Magnes Press, Jerusalem 2002, S. 310.

Einen prominenten Platz in diesen staatlichen Synagogenordnungen nahmen die Regelungen der jüdischen liturgischen Musik ein. Bereits die Synagogenordnung von Kassel enthielt eine Forderung „die unpassenden traditionellen Gesänge, die das Gebet unterbrechen, tunlichst zu vermeiden“.<sup>29</sup> Als „unpassend“ wurden dabei vor allem die Kantoren-Improvisationen in der Vokalisieren-Art mit reichlicher Melismatik bezeichnet, die einen wichtigen Teil der traditionellen Chasanut (Kantorenkunst) bildeten. Diese Improvisationen – die bestimmten Regeln folgten und auf der Grundlage traditioneller Melodien bzw. vorgefertigter melodischer Floskeln entstanden – trugen wesentlich zu einer besonderen spirituellen Atmosphäre (*kawanah*) im jüdischen Gottesdienst bei und wurden von den Betern geschätzt. Auch die Synagogenordnung aus Braunschweig von 1832 verlangte von den Vorbetern, „auf alle überflüssige und oberflächliche Gesänge zu verzichten“.<sup>30</sup> Die 1836 erlassene Synagogenordnung für Mittelfranken in Bayern setzte sich dezidiert gegen „leere Gesänge zwischen den Wörtern“<sup>31</sup> ein. Mehrere Synagogenordnungen, darunter die Gottesdienst-Ordnung von Württemberg (1838), die Allgemeine Synagogen-Ordnung des Königreichs Hannover (1860), die Synagogenordnung von Mecklenburg-Schwerin (1843) oder die Synagogenordnung aus Baden (1824) suchten die „profanen Melodien“ zu verbieten, mit denen Schabbat- und Festtaggebete vorgetragen wurden.<sup>32</sup> All die geforderten Veränderungen liefen letztlich darauf hinaus, dass die jüdische liturgische Musik auf eine möglichst uni-

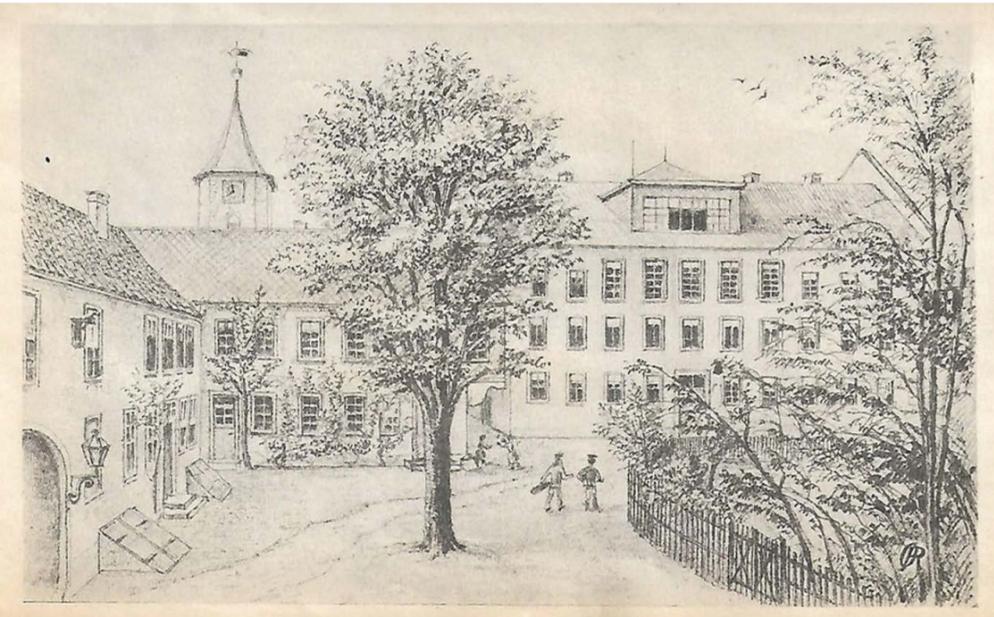
29 Geoffrey Goldberg: The Cantorial „Fantasia“ Revisited: New Perspectives on an Ashkenazic Musical Genre, in: Musica Judaica, Vol. 17 (5764/2003-2004), New York, S. 67.

30 Ebd.

31 Ebd.

32 Ebd., S. 67–68.

„Treu in allen seinen Taten“: Hermann Ehrlich (1815–1879) – ein Kantor und Lehrer im Zeitalter der jüdischen Emanzipation



Lehrerseminar in Hildburghausen

im 19. Jahrhundert: Frontispiz-Illustration aus: „Die Geschichte des Lehrerseminars zu Hildburghausen von 1795–1895. Textgabe zur 100jährigen Jubelfeier der Anstalt von Otto Rückert, Seminardirektor“, Hildburghausen 1895

nahegelegenen jüdischen Einrichtungen organisiert.

Am Lehrerseminar in Hildburghausen war ein bedeutender jüdischer Reformler, Salomon Steinhardt<sup>33</sup> (1808–1871), für die jüdischen Fächer zuständig, der außerdem 1826–1859 als Lehrer und Kantor an der jüdischen Gemeinde der Stadt wirkte. Steinhardt hatte eine fundierte traditionelle jüdische Bildung an der Jeschiwa

(Rabbinerschule) in Fürth erhalten, bevor er sich in seiner Geburtsstadt Hildburghausen wieder niederließ. Er entwickelte sich zu einem Anhänger einer radikalen Reform im Judentum und übte diesbezüglich einen starken Einfluss auf die jüdische Gemeinde Hildburghausens aus. Steinhardt „stand in der vordersten Reihe im Kampf um die bürgerliche Gleichberechtigung der Juden. Seine geschickte Feder verfocht die allgemeinen liberal-germanisatorischen Ideen der zeitgenössischen Judenemanzipation [...]“.<sup>34</sup> Die Gemeinde in Hildburghausen galt allerdings ohnehin als besonders reformfreudig. Das lag vor allem daran, dass diese einzige städtische Gemeinde im Herzogtum<sup>35</sup> von reichen Kaufleuten – darunter der Hoffaktor Levi Simon, der 1811 den Synagogenbau bezahlte – dominiert wurde, die ein besonderes Interesse an der Verbesserung der rechtlichen Stellung der Juden hatten. Wie überall waren gerade solche wohlhabenden und gebildeten Juden die treibende Kraft der Reform, denn die bestehenden Einschränkungen

33 Sein Name wird in der Sekundärliteratur manchmal irrtümlicherweise als „Steinhard“ geschrieben.

34 Mitteilungen des Gesamtarchivs der deutschen Juden, 6. Jahrg. (1926), S. 86.

35 In Meiningen durften Juden erst 1840 wohnen.

forme und organisierte Weise gestaltet würde, während individuelle und spontane Elemente aus dem Gottesdienst verbannt werden sollten.

Um eine neue Generation jüdischer Lehrer vorzubereiten, wurden nicht nur mehrere staatlich kontrollierte jüdische Lehrerseminare begründet, sondern auch einige bestehende christliche Seminare in den 1820er Jahren für jüdische Studenten geöffnet. Neben Hildburghausen waren es zum Beispiel ähnliche Lehranstalten in Karlsruhe oder in Esslingen, wo Juden bereits ab 1821 aufgenommen wurden. In solchen Seminaren wurde für jüdische Studenten ein zusätzliches Curriculum mit jüdischen Fächern ausgearbeitet, das zunächst auf der Basis von Privatstunden realisiert wurde. Später wurde es unter der Aufsicht der Seminarleitung unterrichtet und schließlich wurden jüdische Lehrer an Seminaren angestellt, so dass der Unterricht direkt dort stattfinden konnte. Eine zusätzliche Problematik entstand im Zusammenhang mit der koscheren Ernährung jüdischer Studenten. In der Anfangszeit waren sie auf die Wohltätigkeit lokaler jüdischer Gemeindemitglieder angewiesen, bei denen sie abwechselnd essen durften. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde dann überall die Versorgung jüdischer Studenten in Kooperation mit den

bremsten ihren sozialen Aufstieg. Im Gegensatz zur armen jüdischen Landbevölkerung waren sie daher eher bereit, dafür auf einen Teil ihrer jüdischen Identität zu verzichten. So führte Salomon Steinhardt in Hildburghausen 1835 eine erste Konfirmationsfeier durch, die die traditionellen Bar-Mitwa-Bräuche ersetzen sollte. Für die staatlichen Behörden im Herzogtum spielten die Juden von Hildburghausen die Rolle einer jüdischen „Mustergemeinde“; sie lieferten die Bestätigung, dass die angestrebte Assimilation tatsächlich funktionieren könnte. Es bestanden zudem direkte persönliche Verbindungen zwischen den jüdischen Reformprotagonisten und der staatlichen Kirchenbehörde: Salomon Steinhardt war zum Beispiel eng mit Ludwig Nonne befreundet.

Steinhardt begann vermutlich 1828, die jüdischen Studenten des Lehrerseminars auf privater Basis zu unterrichten. Seit 1836 gehörte er offiziell zum Lehrerkörper des Seminars. Er unterrichtete unter anderem Bibel, hebräische Grammatik und jüdische Geschichte. Außerdem lehrte er „jüdisch-deutsch Schreiben“, das heißt die jiddische Sprache, die für angehende Lehrer notwendig war, um sich mit Juden in ländlichen Gegenden zu verständigen, die oft kein Deutsch verstanden.<sup>36</sup> Steinhardt war ein vielseitig gebildeter und interessierter Mensch, der sich sowohl als Publizist als auch als Verfasser populärwissenschaftlicher Schriften zu geschichtlichen, geografischen, jüdisch-theologischen, literaturhistorischen und kriegshistorischen Themen einen Namen machte. Er war unter anderem Mitarbeiter des „Bibliographischen Instituts“ von Joseph Meyer und Autor von zahlreichen Artikeln in Meyers berühmtem Konversationslexikon, das damals in Hildburghausen erschien. Steinhardts schillernde Persönlichkeit und die

36 Geoffrey Goldberg, *The Training of Hazzanim in Nineteenth-Century Germany*, S. 331.

von ihm vermittelten humanistischen, progressiven und liberalen Wertvorstellungen entfalteten auf seine Schüler eine faszinierende Wirkung.

Während der junge Hermann Ehrlich von Steinhardt vermutlich ebenfalls stark beeinflusst wurde, hatte er am Seminar noch keine Möglichkeit, jüdische Liturgie und Kantorengesänge systematisch zu lernen, denn diese Fächer, die die Pflichtbesuche der Gottesdienste in der lokalen Synagoge beinhalteten, wurden erst 1836 eingeführt, kurz nachdem Ehrlich seine Studien abgeschlossen hatte.<sup>37</sup> Dafür konnte er von dem vielfältigen Musikunterricht am Seminar profitieren: Von den zwölf damals angestellten Lehrern unterrichteten vier verschiedene Musikfächer, darunter Orgel- und Violinspiel, Gesang, Formenlehre oder Generalbass. Auch die Vielfalt der allgemeinen Fächer war beeindruckend; dazu gehörten neben biblischer Geschichte, Katechetik, Latein oder Geografie von Palästina auch Baumzucht, Bienenzucht und Gartenkunde. Es gab Sportunterricht in „Klettern, Springen, Schwimmen, Schlittschuhfahren“ und verschiedene mathematische Disziplinen. Zeichnen und Malen standen genauso auf dem Stundenplan wie Astronomie, Rhetorik, pädagogische Methodik, Psychologie oder Naturlehre.<sup>38</sup>

Der ganze Unterricht wurde am meisten jedoch von dem Seminarleiter Dr. Nonne, „durch seinen scharfen Blick in allen pädagogischen und theologischen Fächern als auch durch seine ausgezeichnete Humanität“<sup>39</sup> geprägt. „Dr. Nonne, der [bei] uns mit jedem Anfang der Woche und am Ende derselben die Stunden hatte, der jede Woche am Ende Zensur mit den sämtlichen Lehrern hielt,

37 Ebd.

38 Hermann Ehrlich: *Mein Leben und Wirken*, Manuskript, in: Leo Baeck Institute New York, Hermann Ehrlich Collection, AR 25610, S. 8.

39 Ebd., S. 7.

wobei die Bücher und alle Veränderungen besprochen wurden, dieser war für uns der erfolgreichste Lehrer und Erzieher, besonders im letzten Jahr durch seinen lebhaften und segensreichen Vortrag im Gebiete der Pädagogik, bei welchem Unterricht er uns oft bis in die Nacht in Anspruch nahm. Und gewiss [bei] jedem hat er noch unzählige Früchte getragen, wer unter seiner Leitung dessen Worte, Eigenheiten, Vorteile im Unterricht und im Leben benutzte, wie ich selbst nun aus Erfahrung sprechen kann.“<sup>40</sup>

Nachdem Ehrlich den dreijährigen Seminarkurs im Mai 1835 erfolgreich absolviert hatte, blieb er weiter am Seminar in Erwartung einer vakanten Stelle. Es gab damals im Herzogtum in der Tat nur wenige Arbeitsmöglichkeiten für jüdische Lehrer. Im „Herzoglich-Sachsen-Meiningsches Hof- und Staats-Handbuch“ von 1843 sind nur eine Rabbinerposition (in Walldorf) und neun Lehrerstellen samt den Namen ihrer Amtsträger aufgeführt: Dazu gehörten die „Judentöchter“ Bauerbach, Berkach, Bibra, Dreißigacker, Gleichwiesen, Marisfeld, Simmershausen und Walldorf sowie die Stadt Hildburghausen.<sup>41</sup>

Die Wartezeit nutzte Ehrlich für seine weitere Bildung. Es war gewiss nicht nur das Lehrerseminar, sondern die ganze bildungsfreudige Atmosphäre der Stadt, von der er profitierte. Im April 1836 bekam er schließlich das Angebot, als Lehrer und Kantor an der jüdischen Gemeinde in Bibra zu arbeiten. Um die Stelle antreten zu dürfen, musste Ehrlich zunächst aber eine fünf Tage dauernde mündliche und schriftliche Prüfung beim herzoglichen Konsistorium bestehen. Mit Wirkung ab dem 1. Mai 1836 begann dann seine Tätigkeit in Bibra.

<sup>40</sup> Ebd., S. 8.

<sup>41</sup> Herzoglich-Sachsen-Meiningsches Hof- und Staats-Handbuch, Meiningen 1843, S. 284–285.

### Die erste Anstellung als Kantor und Lehrer in Bibra (1836–1845)

Die Bibraer Gemeinde bestand in dieser Zeit aus 27 Familien mit insgesamt 110 Personen, ungefähr ein Viertel der Bevölkerung des Dorfes. Die Gemeinde war ausgesprochen arm, was unter anderem an besonderen Schikanen lag, denen die Juden in Bibra jahrhundertlang ausgesetzt wurden. So durften sie erst Anfang des 19. Jahrhunderts eigene Häuser bauen, bis dahin mussten alle Juden des Ortes im selben Gebäude hausen, einem alten Gasthof, das „Judenhaus“ genannt wurde. Um das Trinkwasser zu holen, mussten sie einen speziellen „Judenbrunnen“ benutzen usw.

Auch in Bibra waren damals die Veränderungen im jüdischen Leben zu spüren. Die Anstellung von Ehrlich hing damit zusammen, dass die jüdische Religionsschule 1835 in eine Elementarschule umgewandelt wurde und man dafür einen entsprechend ausgebildeten Lehrer brauchte. 1839 wurde mit dem Bau einer neuen Synagoge begonnen, die gleichzeitig die Schule und die Lehrerwohnung beherbergen sollte. Wegen der finanziellen Schwierigkeiten musste der Bau jedoch unterbrochen werden. Die neue Synagoge wurde erst 1845 eingeweiht, im selben Jahr, als Ehrlich Bibra verließ.

Ehrlichs Freude, endlich am Ziel seiner Berufsausbildung angelangt zu sein und erstmals auch materiell auf eigenen Beinen zu stehen, währte nicht lange. Bereits nach kurzer Zeit geriet er in Streitigkeiten mit der Bibraer Gemeinde. „Bald betraf es meine elende Wohnung, bald mein Schullokal, bald die Heizung, bald den Wandeltisch, was mich zum Prozess nötigte.“<sup>42</sup> Beim sogenannten „Wandeltisch“ ging es darum, dass der Lehrer täglich zum Essen

<sup>42</sup> Ebd., S. 10.

von Haus zu Haus gehen musste. Diese Gepflogenheit verursachte permanente Querelen, denn die Kost bei armen Gemeindemitgliedern war oft äußerst dürftig. Ehrlich beantragte mehrfach die „Abstellung“ des Wandeltisches, das heißt eine Extra-Zulage anstatt des Wandeltisches, die seine diesbezüglichen Unkosten decken würde. Das konnte er aber erst 1841 erreichen. Ehrlichs Beschwerden und Klagen wurden von der Gemeinde ihrerseits mit wiederholten Gerichtsklagen gegen ihn erwidert, wobei es um diverse angebliche Vergehen ging, etwa den Genuss von verbotenen Speisen oder Unpünktlichkeit. Die Beschuldigungen konnten Ehrlich allerdings allesamt mit Hilfe von Anwälten abwehren. Die gegenseitigen Beschwerden wurden auch vom herzoglichen Konsistorium behandelt, das wiederholt den Landesrabbiner zur Prüfung nach Bibra beordern musste.

Das einzige freudige Ereignis dieser Zeit war für Ehrlich seine Ferienreise in die Gegend von Würzburg und Bad Kissingen im Sommer 1842, deren Hauptziel die Brautschau war. Unter anderem besuchte er im kleinen Dorf Poppenlauer die Familie des jüdischen Krämers Philipp Romberg, um dessen Tochter Caroline (Gittel) kennenzulernen, die später seine Frau wurde. Die jungen Leute heirateten im Mai 1844 in Gleichwiesen. Sie bekamen später zehn Kinder, von denen drei im frühen Alter starben.

Die vergiftete Atmosphäre, die sich in Bibra um Ehrlich bildete, war vermutlich nicht nur in den beschriebenen Streitigkeiten begründet, sondern hing wahrscheinlich auch mit den allgemeinen Spannungen im jüdischen Leben jener Zeit zusammen. Ehrlich, der während seiner Seminarzeit im Geiste der radikalen religiösen Reform erzogen wurde, musste sich in einer armen Dorfgemeinde wie ein Fremdkörper fühlen. Die Ideen der Reform, die die jüdische rechtliche Gleichstellung herbeiführen sollten und im wohlhabenden jüdischen städtischen Milieu von Hildburghausen selbstverständlich und notwendig erschienen, wa-

ren für die Landjuden dagegen viel weniger attraktiv. Die orthodoxen Juden von Bibra werden in Ehrlich daher einen Verbündeten der staatlichen Behörden und der jüdischen Reformer gesehen haben, die ihre Identität und ihre traditionelle Lebensweise zerstören wollten.

Im Herzogtum Sachsen-Meiningen wurde eine „Synagogen- und Gottesdienstordnung“ (auch „Judengesetz“ genannt), die alle Bereiche des jüdischen Lebens verändern und somit die jüdische Assimilation gesetzlich erzwingen sollte, zwar erst 1844 verabschiedet. Sie war aber schon lange Zeit zuvor das Thema öffentlicher Diskussionen und Auseinandersetzungen. Die Synagogenordnung wurde von Joseph Hofmann (1806–1845), dem Rabbiner der Walldorfer Gemeinde, damals der größten Gemeinde im Herzogtum, ausgearbeitet, der seit Beginn seiner Tätigkeit in Walldorf 1838 als Landesrabbiner installiert und somit offiziell für alle Juden in Sachsen-Meiningen zuständig wurde. Es war allerdings vor allem die zuständige Regierungsbehörde, das Landeskollegium „Konsistorium zu Hildburghausen für Kirchen und Schulsachen“, in dem Ludwig Nonne mitwirkte, die den maßgeblichen Einfluss auf alle Inhalte des neuen Gesetzes ausübte. Der erste Entwurf dazu stammte bereits von 1829. Rabbiner Hofmann studierte zusammen mit seinem Jugendfreund Salomon Steinhardt an der Jeschiwa in Fürth und galt ebenfalls als extremer Reformierender. Er stand seinem Kollegen im Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach, dem Weimarer Landesrabbiner Mendel Hess, nahe und arbeitete später in dessen reformorientierten Zeitschrift „Der Israelit des neunzehnten Jahrhunderts“<sup>43</sup> (1839–1848) mit. Das war gerade der Grund, warum ausgerechnet der junge Hofmann – der soeben sein Universitätsstudium in Marburg absolvierte – als Amts-

<sup>43</sup> Diese Zeitschrift wurde übrigens in Meiningen verlegt.

träger für die neu etablierte Position des Landesrabbiners<sup>44</sup> ausgesucht wurde. Es war seine primäre Aufgabe, die staatliche Judenpolitik im Herzogtum zu vermitteln und durchzusetzen.

Welche Richtung die Veränderungen im jüdischen Gottesdienst nehmen sollten, war bereits aus der ebenfalls von Hofmann vorbereiteten Walldorfer Synagogenordnung von 1839 ersichtlich: „Bei allen Gemeinden hat sich der Landrabbiner die Verbesserung des Gottesdienstes und der Liturgie und insbesondere die allmähliche Herbeiführung einer den Bedürfnissen der Zeit angemessenen, alle Missbräuche beseitigenden, einheitlichen Anordnung des israelitischen Gottesdienstes angelegen sein zu lassen. Namentlich hat er die Gebete und die biblischen Abschnitte zu dem Gebrauche bei dem Gottesdienst an den Sabbaten, Feiertagen und in den Wochen-Betstuben mit Berücksichtigung der bisher üblichen Liturgie zu bezeichnen und die Vorbeter demgemäß zu instruieren. Auch hat er darauf hinzuwirken, dass der Gottesdienst und die Gebete immer mehr in deutscher Sprache gehalten, und wo noch hebräische Gebete im Gebrauch sind, diese erklärt und verstanden werden, dass in allen Synagogen ein ordentlicher Chorgesang eingeführt und die Gebete und Bibelabschnitte immer weniger abgesungen, sondern gesprochen und auf eine würdige und erbauliche Weise vorgetragen werden, und dass überhaupt aus dem Gottesdienste alles Unschickliche, z. B. die Versteigerung<sup>45</sup>, störende Geräusche

<sup>44</sup> Zuvor durfte die Rabbinerstelle in Walldorf, die 1832 durch den Tod des alten Rabbiners Abraham Weiler frei wurde, sechs Jahre lang nicht besetzt werden, weil das herzogliche Konsistorium nach einem Kandidaten suchte, der imstande wäre, die Reformpläne umzusetzen.

<sup>45</sup> Mit „Versteigerung“ wird offenbar die Benutzung der traditionellen jüdischen Melodien in jüdischen Modi, den sogenannten „Steigern“, gemeint.

u. s. w. entfernt werde.“<sup>46</sup> Außerdem sollten das Studium der Talmud-Schriften und die Befolgung der dort enthaltenen Vorschriften eingestellt werden.

Der starke Assimilationsdruck, der auf die jüdischen Gemeinden auf solche Weise ausgeübt wurde, traf auf einen starken Widerstand seitens der dörflichen Gemeinden, die im Gegensatz zu den Reformverfechtern nicht bereit waren, auf die althergebrachten Traditionen zu verzichten. So geriet selbst der Landesrabbiner Hofmann in Konflikt mit seiner Gemeinde in Walldorf, die gegen ihn wiederholt Beschwerden beim Konsistorium einlegte. Unter anderem wandte man sich gegen die Abschaffung der sogenannten Schiurim, der talmudischen Lehrvorträge, die einen bedeutsamen Teil des geistigen Lebens der Gemeinde bildeten und auch eine wichtige soziale Rolle spielten. Die Gemeinde wehrte sich auch gegen die Abschaffung der traditionellen, auf Kantillationen basierten Bibellesung, gegen die deutschen Choralmelodien, mit denen die Gebete gesungen werden sollten, und gegen weitere Neuerungen. Der Rabbiner verklagte seinerseits die Gemeinde beim örtlichen Gericht wegen Beleidigung. In diesen Auseinandersetzungen musste der Walldorfer Pfarrer Held mehrfach die Vermittlerrolle übernehmen.<sup>47</sup>

Dabei wurde Landesrabbiner Hofmann von anderen Reformanhängern ebenfalls kritisiert, weil ihnen die Neuerungen immer noch nicht weit genug gingen. So gab es im Zusammenhang mit der Vorbereitung der Synagogen- und Gottesdienstordnung eine öffentliche Polemik zwischen Joseph Hofmann und Salomon Steinhardt. Die Diskussionen wurden auch während einer Lehrer- und Vorsänger-Konferenz in Walldorf am 20. Oktober 1842 ausgetragen.

<sup>46</sup> Zit. nach: Mitteilungen des Gesamtarchivs der deutschen Juden, 6. Jahrg. (1926), S. 84.

<sup>47</sup> Ebd., S. 89.

Die große Mehrheit der Teilnehmer, zu denen höchstwahrscheinlich auch Hermann Ehrlich gehörte, unterstützte Steinhardt; schließlich waren viele von ihnen Steinhardts ehemalige Schüler am Lehrerseminar. Unter anderem ist belegt, dass Steinhardt seinem Kontrahenten mangelnde Reformbereitschaft vorwarf und ihm ausgerechnet Martin Luther als Vorbild für den modernen Rabbiner vorhielt.<sup>48</sup>

Diese Streitigkeiten innerhalb der jüdischen Gemeinschaft verstärkten sich in den folgenden beiden Jahren noch mehr, so dass sich der Staat genötigt sah, direkt einzugreifen und zu moderieren. Es ging um mehrere äußerst sensible Punkte, zu denen zum Beispiel der Vortrag des Gebets *Kol Nidre* am Vorabend des Jom-Kippur-Festes gehörte. Die radikalen Reformer forderten, dieses Gebet, das in den Augen der christlichen Bevölkerung ein Beweis für jüdische Unzuverlässigkeit war,<sup>49</sup> abzuschaffen. Hofmann weigerte sich, diese Forderung in die Synagogenordnung aufzunehmen. Am 8. April 1844 organisierte Dr. Nonne eine Gesprächsrunde, an der außer ihm Hofmann, Steinhardt, alle neun jüdischen Lehrer und Kantoren, die damals im Herzogtum tätig waren, darunter Hermann Ehrlich sowie 21 Vertreter jüdischer Gemeinden, auch Ehrlichs Vater Ahron Kusel als Vertreter der Gleichewiesener Gemeinde, teilnahmen.<sup>50</sup> Speziell wegen des Gebets *Kol Nidre* unterbreitete Nonne einen Kompromissvorschlag, es zunächst für

<sup>48</sup> Ebd., S. 90.

<sup>49</sup> Das Gebet *Kol Nidre* (Alle Gelübde) ist der wichtigste Teil des Abendgottesdienstes am Versöhnungstag Jom Kippur. Der aramäische Text enthält den Widerruf aller Eide und Versprechungen gegenüber Gott, die unüberlegt oder unwissentlich abgelegt wurden. Das Gebet wurde häufig als Anlass für antisemitische Behauptungen benutzt, dass es Juden erlaubt wäre, ihre Verpflichtungen gegenüber Nichtjuden nicht einzuhalten. In der frühen Reformbewegung wurde das Gebet *Kol Nidre* daher mancherorts aus dem Gottesdienst ausgeschlossen.

<sup>50</sup> Die Teilnehmerliste ist in Mitteilungen des Gesamtarchivs der deutschen Juden, 6. Jahrg. (1926), S. 95 enthalten.

ein Jahr auszusetzen. Der Vorschlag wurde angenommen. Mit diesem Treffen wurde der Weg für die Veröffentlichung der „Synagogen- und Gottesdienstordnung der israelitischen Gemeinden im Herzogtum S. Meiningen“ am 22. Juni 1844 freigemacht.

Die Gleichstellung der Juden, die dadurch erreicht werden sollte, fand jedoch nicht statt: Angesichts des Ansturms von christlichen Deputationen aus dem ganzen Land, die gegen die Gleichstellung protestierten, musste die Regierung das Gesetz noch im selben Jahr zurückziehen. Erst 12 Jahre später, 1856, sollte es zum entscheidenden Wandel im rechtlichen Status der Juden im Herzogtum kommen.

Diese Spannungen beeinträchtigten das jüdische Leben jener Zeit. Sie wirkten sich auch fatal auf die Gesundheit des Landesrabbiners Hofmann aus, der im Mittelpunkt der Auseinandersetzungen stand. Er starb im nächsten Jahr, 1845, im Alter von nur 39 Jahren.

### Die Berkacher Jahre (1845–1876)

Für Hermann Ehrlich brachte das Jahr 1845 hingegen eine wichtige positive Veränderung mit sich. Er konnte endlich Bibra verlassen. Im August 1845 bewarb er sich um die freigewordene Stelle eines Kantors und Lehrers in Berkach und wurde unter mehreren Kandidaten ausgewählt. Möglicherweise spielte das oben erwähnte Treffen im August 1844, bei dem auch Vertreter aus Berkach anwesend waren, eine förderliche Rolle dabei. Ehrlich durfte die Stelle allerdings erst antreten, nachdem er im Anfang Dezember 1845 erneut eine umfangreiche Prüfung am herzoglichen Konsistorium bestanden hatte.<sup>51</sup> Am 23. Dezember 1845 zog

<sup>51</sup> Hermann Ehrlich: Mein Leben und Wirken, Manuskript, in: Leo Baeck Institute New York, Hermann Ehrlich Collection, AR 25610, S. 20.

„Treu in allen seinen Taten“: Hermann Ehrlich (1815–1879) – ein Kantor und Lehrer im Zeitalter der jüdischen Emanzipation

**Synagoge in Berkach**

nach der Restaurierung 2005

**Innenausstattung der Synagoge heute,**

Blick von der Frauenempore



Ehrlich nach Berkach um, wo er die nächsten dreißig Jahre seines Lebens verbringen sollte. Am 27. Dezember wurde er offiziell in sein Amt eingeführt. Wie stark der Einfluss des Staats und der evangelischen Kirche auf das jüdische Gemeindeleben mittlerweile geworden war, belegt die Tatsache, dass diese Zeremonie einschließlich einer feierlichen Rede vom örtlichen Pfarrer Michael Röhrig gestaltet wurde. Am 13. Januar 1846 wurde Ehrlich gemeinsam mit dem Gemeindevorstand zum Konsistorium nach Hildburghausen bestellt. Die staatliche Behörde zwang die Gemeinde, die Besoldung des neuen Lehrers zu verbessern, die dadurch im Vergleich zu den Bedingungen der Stellenausschreibung signifikant angehoben werden musste.

Offensichtlich fühlte sich Ehrlich auch persönlich mit der Kirche verbunden. Mit Pfarrer Michael Röhrig verband ihn später ein freundschaftliches Verhältnis. In seinen Ende der 1840er Jahre notierten „testamentarischen Gedanken“ beabsichtigte er, sein Geld nach seinem Tod für verschiedene wohltätige Zwecke zu bestimmen. Darunter war eine Spende an die evangelische Diözese<sup>52</sup> für die Anschaffung einer pädagogischen Zeitschrift für die Lehrerkonferenz. An seinem Todestag sollte demnach jährlich die „sämtliche christliche und jüdische Schuljugend“ mit Papier und Schreibutensilien versorgt werden. Besonders bemerkenswert ist aber, dass Ehrlich nicht nur verfügte, dass sein Nachfolger im Amt für ihn jährlich das Kaddisch-Gebet sprechen und dafür über die Herzogliche Verwaltungskasse von den Zinsen aus dem eingezahlten Kapital bezahlt werden sollte, sondern eine gleiche Summe von 50 Gulden auch für die „christliche Heiligenkasse“<sup>53</sup> angedacht war,

<sup>52</sup> Die Bezeichnung Diözese für eine Verwaltungseinheit wird in der evangelischen Kirche inzwischen nicht mehr verwendet.

<sup>53</sup> Als „Heiligenkasse“ oder „der gemeine Kasten“ wurde normalerweise die Spendensammlung für Arme und Kranke bezeichnet.

„wofür die Interessen [d. h. Zinsen] der dermalige Herr Pfarrer erhält, wenn derselbe jährlich in der Kirche am nächsten Sonntag meines Sterbetages ein einfaches Gebet für mein Seelenheil verrichtet“.<sup>54</sup>

Von Anfang an gestaltete sich Ehrlichs Leben in Berkach auf eine positive Weise. Um diese Zeit stellten die Juden ein Drittel der Bevölkerung des Dorfes, 1851 waren dort 36 jüdische Familien mit insgesamt 170 Mitgliedern gemeldet. 1861 waren es sogar 177. Zu Beginn der 1860er Jahre besuchten 45 Kinder die Elementarschule, in der Ehrlich unterrichtete. Die Wirkungszeit Ehrlichs fiel mit dem Höhepunkt in der Entwicklung der Berkacher Gemeinde zusammen. Bereits ab den 1870er Jahren ging die Mitgliederzahl – infolge der schnellen Urbanisierung der jüdischen Bevölkerung im neugegründeten Deutschen Reich und des damit einhergehenden allgemeinen Niedergangs des

<sup>54</sup> Hermann Ehrlich: Mein Leben und Wirken, Manuskript, in: Leo Baeck Institute New York, Hermann Ehrlich Collection, AR 25610, S. 22.

**Schulhaus in Berkach heute**



Landjudentums – kontinuierlich zurück. Auch die jüdische Schule in Berkach musste Ende des 19. Jahrhunderts mangels Kinder aufgelöst werden.

Die materiellen Verhältnisse der Berkacher Juden waren weitaus stabiler als die der in Bibra lebenden Juden. Bereits 1762 wurde eine Synagoge errichtet. 1838 baute der wohlhabende Berkacher Jude Samuel Isaak eine neue Mikwe. Bis dahin hatte es drei kleine Mikwen in Privathäusern gegeben. Die Wohnbereiche von Juden und Christen im Dorf wurden ursprünglich durch drei Schlagbäume getrennt, für deren Unterhalt die jüdische Gemeinde jährlich drei Gulden bezahlen musste. Im Jahre 1848 weigerten sich die Juden, diese überkommene Steuer weiter aufzubringen, woraufhin die Schlagbäume zur allgemeinen Zufriedenheit entfernt wurden.<sup>55</sup> Diese Episode ist genauso ein Zeugnis des wachsenden Selbstbewusstseins der Berkacher Juden wie der zwei Jahre später beginnende Synagogenneubau. 1854 wurde die neue Synagoge eingeweiht. Für das repräsentative Gebäude mit hohen Decken und einer prächtigen Dekoration des Innenraums wendete die Gemeinde 7000 Gulden auf. Das Geld wurde durch Spenden sowie durch Subskription der künftigen Synagogenplätze aufgebracht.

Bereits 1853 wurde neben der Synagoge das neue Schulhaus samt einer geräumigen Wohnung für den Lehrer fertiggestellt. Die kinderreiche Familie Ehrlich war froh, diese Wohnung beziehen zu können.

Die positiven sozialen Entwicklungen in Berkach bewirkten dort auch eine größere Akzeptanz für die Ideen der

<sup>55</sup> Eike Küstner: Jüdische Kultur in Thüringen: Eine Spurensuche, Sutton Verlag, Erfurt 2012, S. 37.

jüdischen religiösen Reform, die mit einem Versprechen der gesellschaftlichen Emanzipation verknüpft war.

Unter diesen günstigen materiellen und geistigen Umständen entfaltete Ehrlich seine Tätigkeit, die bei weitem nicht auf seine Dienstverpflichtungen als Vorbeter und Lehrer beschränkt war. 1849 trat Ehrlich erstmals publizistisch in Erscheinung. In der Leipziger „Allgemeinen Zeitung des Judentums“, dem damals führenden deutsch-jüdischen Periodikum, wurden zwei Artikel von ihm veröffentlicht, in denen er auf die aktuellen Probleme der synagogalen Musik einging und der breiten jüdischen Öffentlichkeit seine Idee einer Fachzeitschrift auf diesem Gebiet vorstellte. Diese künftige Zeitschrift konzipierte Ehrlich von Anfang an als gemeinschaftliches Projekt: „Wie ein solches vorerst zu erscheinendes Monatsblatt zur Veredelung unsers Synagogengesanges zu ordnen und was darin aufgenommen werden soll, das kann in diesen werthen und weit verbreiteten Blättern besprochen werden und nach diesem ein förmliches Projekt entworfen werden. Würden viele Herren Kollegen und sonst für Synagoge begeisterte Männer ihre Bereitwilligkeit zur Mitarbeit eines solchen schönen und zeitgemäßen Unternehmens recht bald in der Allg. Ztg. d. Judenthums oder direkt bei mir zu erkennen geben, so erkläre ich mich bereit, die Druckkosten eines solchen Monatsblattes allein zu bestreiten, und – lediglich die Förderung des guten Zwecks, ohne den geringsten Privatvortheil im Auge habend – den Preis desselben nach Anzahl der Abonnenten so billig wie möglich zu stellen. Gott segne unser Unternehmen!“<sup>56</sup>

In der anderen Publikation skizzierte Ehrlich die wichtigsten Bedürfnisse der musikalischen Reform, zu denen vor allem der Mangel an geeigneten leicht ausführbaren

<sup>56</sup> Hermann Ehrlich: Synagogengesang, in: Allgemeine Zeitung des Judentums, 30. Juli 1849. Vgl.: [https://www.alemannia-judaica.de/berkach\\_synagoge.htm](https://www.alemannia-judaica.de/berkach_synagoge.htm).

Chorwerken für kleinere Gemeinden gehörte: „Auch unsere kleinen Landgemeinden dürfen und wollen zum Theil nicht zurückbleiben von einem erbaulichen und geregelten Gottesdienste.“ Dabei zeigte er sich erstaunlich fortschrittlich, indem er unter anderem auch für eine aktive Rolle der Frauen im Gottesdienst plädierte, die nach seiner Meinung „nie vom Gottesdienste ausgeschlossen bleiben“ dürften. Ehrlich wollte die „alten, würdevollen Kernmelodien“ keineswegs aus dem Repertoire ausschließen, jedoch sollten sie „in jeder kleinen Gemeinde vom Vorsänger und Chor ohne Schnörkel und Triller“ vorgetragen werden. Der Artikel endete mit der Hoffnung, dass „das viel überhandgenommene Unkraut aus den reinen und echten Pflanzen sammt der Wurzel“ ausgerissen wird, „damit diese aufwachen und gedeihen können zu einem starken, gesunden und fruchtbringenden Baume des Lebens.“ Hier schloss ein passendes Zitat aus der hebräischen Bibel an: „Etz chajjim hi lamachasikim bah“ – ins Deutsche übersetzt lautet dies: Sie [die Weisheit] ist ein Baum des Lebens allen, die sie ergreifen.<sup>57</sup>

In seiner Verachtung der traditionellen improvisationsartigen Vortragsweise der Chasanut, die er als „Unkraut“ bezeichnete, stand Ehrlich den großen Reformern jener Zeit wie Salomon Sulzer oder Louis Lewandowski in nichts nach. Er teilte die gleichen ästhetischen Vorstellungen, die die Synagogemusik an die christliche Umgebung angleichen sollten. Im Gegensatz zu seinen Kollegen in Großstädten konzentrierte er sich aber auf die Bedürfnisse der kleinen Landgemeinden, die damals zwar immer noch die große Mehrheit der Juden in deutschen Ländern bildeten, vom musikalischen Reformwerk und ihren Protagonisten aber wenig beachtet wurden.

Diesen beiden Publikationen folgte ein Jahr später, im Sommer 1850, eine ausgedehnte Reise, bei der Ehrlich ca. 40 Orte besuchte, darunter größere Städte wie Frankfurt, Offenbach, Mainz oder Hanau, vor allem aber Dörfer mit jüdischen Gemeinden.<sup>58</sup> Eine ähnliche Reise unternahm er im Sommer 1856, dieses Mal durch mehrere Städte in Bayern.<sup>59</sup> Überall lernte er Rabbiner und Kantoren kennen und konnte dadurch unzählige persönliche Verbindungen knüpfen. Diese Reisen ermöglichten ihm nicht nur, seine Ideen bekannt zu machen und künftige Abonnenten der Zeitschrift zu gewinnen, sondern auch die Bedürfnisse seiner Leser an verschiedenen Orten besser kennen zu lernen. Schließlich richteten sich die Publikationen in seine Zeitschrift und auch seine eigenen Kompositionen in erster Linie an seine Kollegen in den ländlichen Gemeinden. Die auf diesen Reisen geknüpften Kontakte wurden später mithilfe einer intensiven Korrespondenz weiter gepflegt.

Am 7. Oktober 1850 erschien in der „Allgemeinen Zeitung des Judentums“ eine Verlagsanzeige von W. Blum, Keißnersche Hofbuchhandlung in Meiningen, in der Ehrlichs „Liturgische Zeitschrift zur Veredelung des Synagogengesanges mit Berücksichtigung des ganzen Synagogenwesens, herausgegeben in Gemeinschaft mit vielen israelitischen Gelehrten, Kantoren und Schullehrern von H. Ehrlich in Berkach bei Meiningen“ nun direkt beworben wurde und deren wichtigste Intentionen zugleich erläutert wurden: „Diese Zeitschrift, die sowohl den logischen als praktischen Theil der jüdischen Liturgie enthalten soll, erscheint in fortgesetzten Heften [...]. Durch dieses Organ soll sowohl eine Gleichheit und Einförmigkeit des überall so sehr verschiedenen Gottesdienstes durch Gesang und

58 Hermann Ehrlich: Mein Leben und Wirken, Manuskript, in: Leo Baeck Institute New York, Hermann Ehrlich Collection, AR 25610, S. 23 ff.

59 Ebd., S. 29.

Gebet erstrebt, als zugleich der Mangel an zeitgemäßen passenden und billigen Synagogengesängen abgeholfen werden. An allgemeinem Interesse dafür wird es gewiss nicht fehlen, besonders da alle dahin einschlagenden Artikel und Gesänge ganz kostenfrei aufgenommen und ein solcher Preis für Notendruck nur billig zu nennen ist.“<sup>60</sup>

Im Mai 1851 konnte Ehrlich schließlich mit der Herausgabe der Zeitschrift beginnen. Bereits im ersten Jahr gewann er über 100 Abonnenten. Das Verhältnis zum Verlag war schnell zerrüttet, weil Ehrlich sich finanziell hintergangen fühlte. Er gab die Zeitschrift daher ab dem V. Heft im Eigenverlag heraus.

Das Heft I der „Liturgische Zeitschrift“ beginnt mit einem Vorwort Ehrlichs, in dem es erneut um die angestrebte „Gleichheit und Einförmigkeit durch Gebet und Gesang in allen Synagogen Deutschlands“ geht. Dieses ästhetische Ideal bewegte damals alle Reformatoren der Synagogemusik, denn jüdische liturgische Musik wurde bis dahin noch immer ganz überwiegend mündlich tradiert und entzog sich dadurch jeglicher Standardisierung. Der Übergang von der oralen Tradition zu Druckausgaben mit Sammlungen synagogaler Gesänge war daher eine bedeutende Zäsur in der Geschichte jüdischer Musik in Europa. Während die kantoral Kunst früher in jahrelangem Austausch zwischen Meister und Schüler erarbeitet werden musste, bekamen junge Kantoren nun gedruckte Kompendien, die das Erlernen fertiger Vortragsweisen in einer modernen, „kultivierten“ und dazu noch leicht ausführbaren Form ermöglichten. Davon konnten natürlich insbesondere mäßig begabte Kantoren profitieren, die keine ausgeprägte künstlerische Persönlichkeit besaßen. Auf der anderen Seite versetzte die neue Verbreitungsform der synagogalen Gesänge der

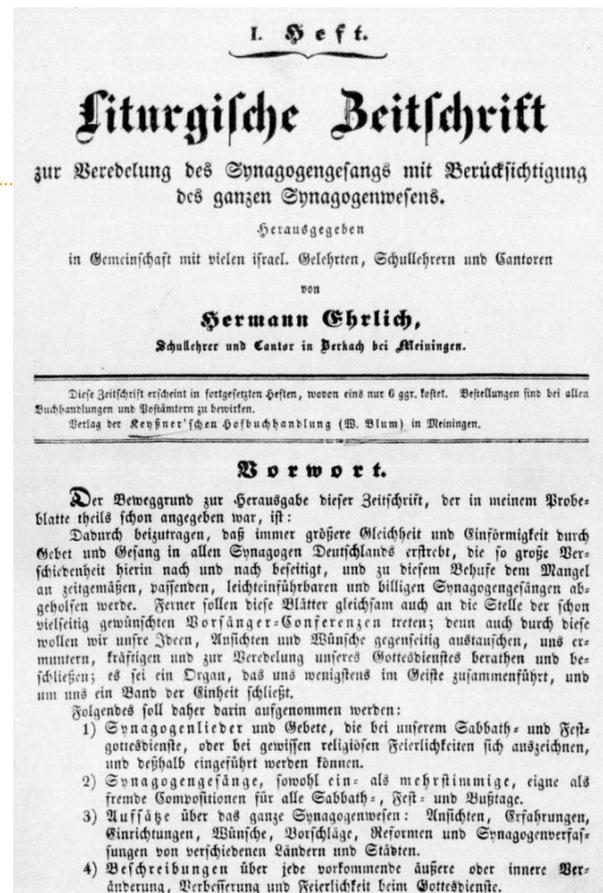
60 Anzeige in der „Allgemeinen Zeitung des Judentums“ vom 7. Oktober 1850, in: [https://www.alemannia-judaica.de/berkach\\_synagoge.htm](https://www.alemannia-judaica.de/berkach_synagoge.htm).

Kunst der freien Improvisation einen Todesstoß. Diese Improvisationen mithilfe von charakteristischen Motiven (*nusach*), im professionellen Jargon damals „Sagen“ genannt – die in den oben beschriebenen Synagogenordnungen des 19. Jahrhunderts als „überflüssige, unpassende Gesänge“ oder „leere Gesänge zwischen den Wörtern“ verächtlich gemacht und bekämpft wurden –, bildeten aber traditionell das Kernstück der jüdischen Kantorenkunst Chasanut. Bereits vor der Emanzipationszeit wurde diese Fähigkeit in der Ausbildung allerdings immer mehr vernachlässigt. Die Umstellung von einem Meister-Schüler-Verhältnis auf eine verschulte Seminarbildung bewirkte in Mitteleuropa schließlich das Ende dieses Stils. „Das freie Recitativ“, erinnete sich später einer der größten Kantoren jener Zeit, Emanuel Kirschner (1857–1938), „das heißt jene in den Grundrissen, in den charakteristischen Intervallfortschreitungen gegebene Vortragsart, der im freien Fluge erst der Chasan seine persönliche Note aufprägt, sie wird in den Bildungsanstalten für Kantoren vergeblich gesucht. Und doch bildet gerade dieses ‚Sagen‘, das richtige Setzen des Wortes, seine zutreffende musikalische Illustrierung den Prüfstein für die größere oder kleinere Meisterschaft des Chasans. Die Kunst, eine durch Text und Situation bedingte Stimmung hervorzurufen, sie festzuhalten und auf die Hörer zu übertragen, sie wird nicht mehr gepflegt, obwohl alles andere eher und leichter gelernt werden kann, als gerade diese Kunst.“<sup>61</sup>

61 Emanuel Kirschner, Erinnerungen aus meinem Leben, MS (1933), zit. nach Geoffrey Goldberg, The Training of Hazzanim in Nineteenth-Century Germany, S. 342.

57 Aus dem biblischen Buch der Sprüche 3:18. Hermann Ehrlich: Leserbrief vom 9. Mai 1849, in: Allgemeine Zeitung des Judentums, 21. Mai 1849, ebd.

Liturgische Zeitschrift,  
Titelseite des I. Hefts



Mit seiner „Liturgischen Zeitschrift zur Veredelung des Synagogengesanges“ stand Ehrlich vollkommen im zeitgenössischen Trend. Diese „Veredelung“ bedeutete in seinen Augen nicht zuletzt die „Gleichheit und Einförmigkeit“ der Synagogemusik und sie gehörte zweifellos zum damaligen Zeitgeist. Auf solche Weise sollte die Musik der Reformsynagoge an die ästhetischen Vorstellungen der Kirchenmusik angeglichen werden. Dieser Zeitgeist stand allerdings im größtmöglichen Gegensatz zum traditionellen Geist der Synagogemusik, die gerade das Gegenteil von „Gleichheit und Einförmigkeit“ darstellt und von Spontaneität und individueller Gestaltung lebt. Dieser innere Widerspruch wurde in der Reformbewegung erst lange nach Ehrlichs Tod reflektiert, als die Synagogemusik in Deutschland Anfang des 20. Jahrhunderts neue produktive Impulse von den aus Osteuropa zugewanderten Kantoren erhielt. Die osteuropäischen Kantoren waren imstande, beide Traditionen – die mündliche und die schriftliche – zu vereinen und vor allem die synagogale Improvisationskunst wiederzubeleben. Diese stilistischen Eigenschaften blieben in den mitteleuropäischen Synagogen bis heute erhalten. Niemand würde mehr „Gleichheit und Einförmigkeit“ als erstrebenswertes Ziel erachten.

In seinem Vorwort im Heft I äußerte Ehrlich außerdem den Wunsch, seine Zeitschrift als Plattform des professionellen Austauschs für deutsche Kantoren zu etablieren: „Ferner sollen diese Blätter gleichsam auch an die Stelle der schon vielseitig gewünschten Vorsänger-Conferenzen treten; denn auch durch diese wollen wir unsre Ideen, Ansichten und Wünsche gegenseitig austauschen, und ermuntern, kräftigen und zur Veredelung unseres Gottesdienstes berathen und beschließen, es sei ein Organ, das uns wenigstens im Geiste zusammenführt [...]“<sup>62</sup>

Es durfte dabei natürlich auch nicht an gereimtem Wort fehlen: „Brüder! lasst uns vorwärts streben, / Fröhlich in die Zukunft schau'n / Thätig im Beruf stets leben, / Dabei nur dem Herrn vertrau'n, / Bilden ihm zum Preis, zur Ehre / Gute Synagogenchöre!“ usw.<sup>63</sup>

Dem Vorwort folgte ein weiterer programmatischer Beitrag von Ehrlich unter dem Titel „Die Notwendigkeit von Sammlungen guter Synagogengesänge“. In diesem Text wurden die damals fortschrittlichen Ideen einer musikalischen Reform des Gottesdienstes zusammengefasst. Wie auch andere Reformer stellte Ehrlich die radikale Veränderung der Synagogemusik nicht als etwas grundsätzlich Neues dar, sondern im Gegenteil als „die Wiederherstellung unseres Gottesdienstes in seiner ursprünglichen Reinheit und Einfachheit [...]“. Neue Tempel sehe ich aufsteigen in

den Gemeinden Israels [...]“<sup>64</sup> Die Musik der Reformsynagoge bedeutete zwar praktisch einen radikalen Bruch mit der musikalischen und spirituellen Tradition des talmudischen Judentums, die auf einer persönlichen Beziehung des Menschen zu Gott beruht. Diesen Bruch stellten sich die Reformer allerdings im positiven Licht als Rückkehr zur biblischen Musikauffassung vor, die durch die unwürdigen Bedingungen der Exilzeit verdorben wäre. Ihre Werke empfanden sie als Wiederbelebung der Musik des Jerusalemer Tempels. Die Anknüpfung an die Tempelzeit kam auch in den Namen der Reformsynagogen zum Ausdruck – sie wurden vielerorts als „Tempel“ bezeichnet, was ebenfalls einen Bruch bedeutete: In der jüdischen Tradition kann es nämlich nur einen Ort für Gottes Präsenz und den Tempel geben: den Tempelberg in Jerusalem.

Aufschlussreich und gehaltvoll war auch der ausgedehnte historische Essay von Dr. Emanuel Hecht (1821–1862), „Der Vorsängerdienst der Israeliten nach seiner geschichtlichen Entwicklung“, der in mehrere Folgen aufgeteilt werden musste. Hecht war ein bedeutender Pädagoge und vielgelesener Autor von Abhandlungen zu verschiedenen Themen jüdischer Kultur, Religion und Geschichte. Er stand Rabbiner David Einhorn, einem wichtigen Protagonisten der jüdischen religiösen Reform in Deutschland und später in den USA, nahe. Ehrlich hatte Hecht auf seiner Ferienreise im Sommer 1850 kennengelernt.

Mehrere Materialien waren dem Chorgesang in der Synagoge gewidmet. Die Notwendigkeit, den Chor in die Gestaltung der Gottesdienste einzubeziehen, wurde bereits in der Meininger Synagogenordnung von 1844 betont. In mehr als fünfzehn Ausgaben im II. und III. Band seiner Zeitschrift brachte Ehrlich seine detaillierte Abhandlung

„Praktischer Stufengang zur Gründung und Bildung zweck- und zeitgemäßer Synagogenchöre“ heraus, die ausführliche Anweisungen zu Probengestaltung, Übungen, Repertoirehinweise sowie musiktheoretische Grundkenntnisse enthielt. Diese Abhandlung Ehrlichs, die eigentlich einen Buchumfang hatte, wurde später tatsächlich in Buchform als „Chorgesangschule“ vertrieben. Ein entschiedenes Plädoyer für synagogalen Chorgesang publizierte in Ehrlichs Zeitschrift der Landesrabbiner Dr. Moses Dreifuß (1806–1879), der nach dem Tod von Joseph Hofmann seit 1846 in Walldorf amtierte und eine Aufsichtsfunktion auch über alle anderen Gemeinden des Herzogtums ausübte. Ehrlich selbst hatte mit ihm offenbar keine guten Erfahrungen gemacht, an einer Stelle seiner Autobiografie vermerkte er: „Landrabbiner Dreifuß als Aufsichtsbehörde parteiisch, ungerecht, jesuitisch, Lehrerfeind, unpädagogisch.“<sup>65</sup> Rabbiner Dreifuß publizierte in Ehrlichs Zeitschrift mehrere Predigten und andere Texte.

Ab dem Heft X brachte Ehrlich seinen eigenen größeren Beitrag über die Geschichte und Bedeutung der Orgel heraus, der in fünf Folgen erschien. Diese umfangreiche, profunde und detailreiche Abhandlung ist im Zusammenhang mit dem damaligen „Orgelstreit“ in der jüdischen Presse<sup>66</sup> erschienen – eine Auseinandersetzung um die Benutzung dieses Instruments im jüdischen Gottesdienst innerhalb der Reformbewegung, die noch bis ins 20. Jahrhundert hinein geführt wurde. Wie viele andere jüdische Verfechter des Orgelspiels jener Zeit berief sich Ehrlich auf eine Theorie, nach der die biblischen Instrumente *ugaw* und *magre-fa* Vorläufer der Orgel wären. Diese Theorie gilt heute zwar

62 Liturgische Zeitschrift, Heft I, [Mai 1851], S. 1.

63 Ebd., S. 2.

64 Ebd., S. 3. Ehrlich zitiert hier die Worte von Rabbiner Moise Nordmann (1809–1884) anlässlich einer Synagogenweihe in Basel.

65 Hermann Ehrlich: Mein Leben und Wirken, Manuskript, in: Leo Baeck Institute New York, Hermann Ehrlich Collection, AR 25610, S. 39.

66 Juliane Irma Mihan: Sakrileg oder Gotteslob? Die Orgel in der Synagoge im kulturhistorischen Kontext, Tectum Verlag, Marburg 2013.



Eine der letzten Ausgaben der Liturgischen Zeitschrift



„innig empfundenen“ Melodien, die als Ausdruck echten religiösen Glaubens unverzichtbar wären.<sup>73</sup>

Die hohe Anerkennung seitens eines der bedeutendsten Kantoren der Reformbewegung musste Ehrlich als besondere Ermutigung empfinden. Er wollte sie auch seinen Lesern nicht vorenthalten und druckte den großen Teil des Textes in seiner Zeitschrift (II. Band, VII. Heft) auf der ersten Seite ab. Die Rezension enthielt auch kritische Passagen – Deutsch bemängelte zum Beispiel die niedrige Qualität einiger Beiträge sowie viele Fehler in melodischer Führung und mangelnde Sorgfalt. Diese Passagen wurden von Ehrlich beim Abdruck ausgelassen.

Eine weitere positive Reaktion erschien in der „Allgemeinen Zeitung des Judentums“ vom 16. Juli 1855. Kantor Lazar Gutfeld (1817–1904) aus Kanitz in Mähren, der selbst mehrere Melodien zu Ehrlichs Zeitschrift beitrug, schrieb, dass die Publikation eine wichtige Lücke im Repertoire reformorientierter Gemeinden fülle: „Die Gesänge derselben befriedigen ein schon längst tief gefühltes Bedürfnis.“ Zwar sei die Sammlung „Schir Zion“ des berühmten Wiener Kantors Salomon Sulzer auch in Mähren weit verbreitet, jedoch wären die dort enthaltenen Kompositionen eher für ein anspruchsvolles großstädtisches Publikum komponiert und für ländliche Gemeinden wenig geeignet. „Die Gesangspiecen der liturgischen Zeitschrift hingegen sind mannigfaltig und entsprechen durch ihre Originalität auch dem orthodoxen Theile. [...] Das 11. Heft wird mit Sehnsucht erwartet, umso mehr, da die [Hohen Feiertage] herannahen und für diese bisher noch nichts geliefert wurde.“<sup>74</sup>

Während die Musikbeilagen florierten, beschränkte sich der Textteil der Zeitschrift bald auf Ehrlichs eigene Beiträge. Ab Ende der 1850er Jahre hieß die Zeitschrift

dann nur noch „Liturgische Zeitschrift herausgegeben von Hermann Ehrlich“. Schließlich verzichtete Ehrlich gänzlich auf Textbeiträge, die Zeitschrift bestand nur noch aus Musikpublikationen. Dazu wurde im VII. Heft des III. Teils folgende „Bemerkung“ veröffentlicht: „Die wissenschaftlichen Artikel, welche seither am Anfange jedes Heftes vorkamen, müssen vorläufig aus dem Grunde wegbleiben, weil uns eine sehr große Anzahl von vortrefflichen Jomim-Noroim-Gesängen<sup>75</sup> – als die aus Münchweiler, Posen<sup>76</sup> und Caransebesch<sup>77</sup> in Ungarn – zugesandt worden sind, die wir zum Vortheil der Herrn Abonnenten bald veröffentlichen möchten.“<sup>78</sup>

Die Musikbeilage wurde in den ersten Ausgaben handschriftlich (vermutlich von Ehrlich selbst) vorbereitet, ab der zwölften Ausgabe erschien sie mit gestochenen Noten. Die Musikbeilagen wurden thematisch gestaltet: die ersten

<sup>75</sup> Gesänge für die Hohen Feiertage.

<sup>76</sup> Damit sind die Kompositionen des Kantors der liberalen Israelitischen „Brüdergemeinde“ in Posen, Adolf Schönfeld, gemeint.

<sup>77</sup> Karansebesch (heute: Caransebeș), eine Stadt in Banat im heutigen Rumänien.

<sup>78</sup> Liturgische Zeitschrift, III. Teil, VII. Heft, S. 84.

9 Ausgaben (die von Ehrlich nachträglich als Band 1 bezeichnet wurden) enthielten Schabbat-Gesänge, Band 2 brachte dann Melodien für Pessach heraus. „Dass ein reges Interesse für Veredelung des israelitischen Kultus, namentlich in seinen liturgischen Gesängen, sogar bei den kleinsten Gemeinden des In- und Auslandes vorhanden ist, davon zeugen nicht nur die vielen bewährten Kräfte, die regelmäßig zur Herausgabe dieser Zeitschrift beitragen und somit eine große Auswahl für alle erforderlichen Synagogengesänge und Recitative verschaffen, sondern auch die große Nachfrage und Verbreitung dieser so billigen Hefte, als Beweis ihres praktischen Werthes und eines wahrhaften Bedürfnisses für den israelitischen Cultus“,<sup>79</sup> hieß es in einer Notiz des Herausgebers am Ende einer der Ausgaben. In den folgenden Bänden wurde das Repertoire für die Pilgerfeste und Hohen Feiertage publiziert. Offenbar wurden die Bände frühzeitig thematisch konzipiert, so dass es sich schließlich nicht mehr um ein Periodikum im eigentlichen Sinne, sondern um eine umfassende Sammlung der Gesänge für das gesamte jüdische liturgische Jahr in Form einer Zeitschrift handelte. Am Ende der letzten Ausgabe der „Liturgischen Zeitschrift“ ist somit zu lesen: „Unter Gottes Beistand sind wir endlich zum Abschluss dieses vollständigen Werkes, enthaltend: all Synagogen-Gesänge für's ganze Jahr mit allen Responsorien und Recitativem, nebst vielen wissenschaftlichen Abhandlungen, gekommen, und bitten nun unsere geehrten Collegen um fernere gütige Empfehlung und Verbreitung dieser von allen Seiten als sehr reichhaltig und praktisch anerkannte Gesängen; auch ist zu ferneren Mittheilungen von werthvollen Manuscripten für Chor- und Synagogengesang stets gern bereit, Ihr ergebener H. Ehrlich.“<sup>80</sup>

<sup>79</sup> Notiz des Herausgebers am Ende des Hefts IV des Bands II.

<sup>80</sup> Liturgische Zeitschrift, IV. Teil, IV. Heft, S. 50.

Es ist unklar, wann dieser Abschluss genau stattfand. Vermutlich wurde die Herausgabe der Zeitschrift spätestens Anfang 1861 beendet, darauf deutet eine Anzeige in der „Allgemeinen Zeitung des Judentums“ vom 23. April 1861 hin: „Den Verlag der weit verbreiteten Liturgischen Zeitschrift von H. Ehrlich zu Berkach hat gegenwärtig der Herausgeber selbst zu Gunsten der geehrten Abonnenten übernommen, um von jetzt ab alle Chorgesänge für Schabbat, Pilgerfeste und Hohe Feiertage (Preis auf je 8-10 Hefte bloß 1 Taler, pr.) franko und prompt besorgen zu können. Desgleichen wird auch die erst kürzlich die Presse verlassende Chorgesangschule von demselben gegen den geringen Pränumerations-Preis von 15 Sgr. franko besorgt.“<sup>81</sup>

Eine zweifelsfreie Datierung der Zeitschriftenausgaben stellt ohnehin eine besondere Herausforderung dar, weil die Hefte keinerlei Hinweise auf das Erscheinungsdatum enthalten. Auch das Nummerierungssystem der Hefte wurde offensichtlich im Laufe der Zeit verändert und ist schwierig nachzuvollziehen. Insgesamt sind in Ehrlichs Nachlass im New Yorker Leo Baeck Institute 44 Hefte belegt. Ein großer Teil davon ist außerdem an der Universitätsbibliothek Augsburg als Teil der Sammlung Marcel Lorand vorhanden. Der kulturhistorische Wert dieser Zeitschriftenreihe ist enorm und eine umfassende Auswertung ihrer Publikationen steht noch aus.

Ehrlichs Publikationen, zu denen noch eine Sammlung seiner Vertonungen der Schabbat-Hymne *Lecha dodi* hinzukam, wurden bis in die 1870er Jahre hinein mit Anzeigen beworben, wie etwa in einem Inserat in der Zeitschrift „Der Israelit“ vom 16. August 1876: „Die sehr reichhaltigen Synagogen- und Chorgesänge von H. Ehrlich in Berkach bei Meinigen sind in 3 starken Bänden für Pilgerfeste, Schab-

<sup>81</sup> Anzeige in der Allgemeinen Zeitung des Judentums vom 23. April 1861, in: [https://www.alemannia-judaica.de/berkach\\_synagoge.htm](https://www.alemannia-judaica.de/berkach_synagoge.htm)

<sup>73</sup> Ebd., S. 194.

<sup>74</sup> Allgemeine Zeitung des Judentums vom 16. Juli 1855, 19. Jg., Nr. 29, S. 377.

„Treu in allen seinen Taten“: Hermann Ehrlich (1815–1879) – ein Kantor und Lehrer im Zeitalter der jüdischen Emanzipation

bat und Hohe Feiertage zusammen zu dem äußerst billigen Preise von 6 Mark bis jetzt noch zu beziehen. Zehn leichte *Lecha Dodi* und eine praktische Chorgesangschule, jedes von diesen beiden nur 1 Mark. Diejenigen, welche sich dem Vorsängerberuf widmen und darin unterrichtet sein wollen, mögen sich melden bei Theodor Singer, Kantor, Mainz, Ballplatz 5.“<sup>82</sup>

Zu diesem Zeitpunkt hatte Ehrlichs Lebenswerk seine Bedeutung aber bereits stark eingebüßt. Durch die schnelle Abwanderung des Landjudentums in die Städte nach der Gründung des Deutschen Reichs 1871 veränderten sich die Gemeindestrukturen zusehends. Zudem waren in den 1850er-1860er Jahren weitere Publikationen erschienen, die dem Bedarf an leichten Musikstücken für den reformierten jüdischen Gottesdienst entsprachen, wie etwa Israel Meyer Japhets „Schire Jeschurun“ (1856), Hirsch Weintraubs „Shire Beth Adonai – Tempelgesänge“ (1859), Samuel Naumbourgs „Zemiroth Yisrael“ (1847 und 1857) oder der zweite Band von Salomon Sulzers „Schir Zion“ (1866). Melodien aus diesen und weiteren Sammlungen fanden auch in Ehrlichs „Liturgische Zeitschrift“ Eingang. Es war aber insbesondere die 1871 herausgegebene Sammlung synagogaler Gesänge „Kol Rinnah u-T’fillah“ von Louis Lewandowski, die sehr bald zum Standardwerk auf diesem Gebiet wurde. Diese Sammlung deckte – genauso wie Ehrlichs „Liturgische Zeitschrift“ – das gesamte jüdische liturgische Jahr ab. Im Gegensatz zu Ehrlichs Publikationen wies Lewandowskis Sammlung aber eine durchgängig hohe musikalische Qualität und bessere Systematisierung auf. Zudem wurde



Visitenkarte von Hermann Ehrlich aus seiner Zeit in Arnstadt

sie in hohen Auflagen im gesamten Deutschen Reich verbreitet. „Das Erscheinen seiner [Lewandowskis] *Kol Rinnah* 1871 bewirkte eine Sensation in Kantorenkreisen. [...] *Kol Rinnah* wurde zum beliebtesten Nachschlagewerk für durchschnittliche Chasanim. Es entwickelte sich eine bestimmte Art von Kantoren, die ‚*Kol Rinnah*-Kantoren‘ genannt wurden.“<sup>83</sup> Die Liturgische Zeitschrift geriet hingegen schon bald in Vergessenheit.

Die letzten Jahre (1876–1879)

Wenige Jahre nach dem Abschluss seines Lebenswerks bekam Ehrlich schwere gesundheitliche Probleme. Durch wiederholte Atemwegserkrankungen wurden seine Stimmbänder und Lungen stark beeinträchtigt, so dass er nur noch eingeschränkt als Kantor arbeiten konnte und ab 1864 überwiegend als Lehrer wirkte. Die Vorbeter-Aufgaben übernahm in Berkach fortan häufig Löw Friedmann (1818–1893), der „als Hilfs Vorbeter an den hohen Feiertagen und als Vertreter des Vorbeters in selbstlosester Weise und erfüllt von wahrer Andacht“ fungierte.<sup>84</sup>

Bereits 1872 wollte Ehrlich sich krankheitshalber pensionieren lassen; den bereits fertigen, mit der Berkacher jüdischen Gemeinde ausgehandelten Pensionsvertrag

83 Abraham Z. Idelsohn: *Jewish Music in Its Historical Development*, Reprint, Dover Publications, New York 1992, S. 282. "The appearance of his *Kol Rinnah* in 1871 caused a sensation in the chazzanic circle. [...] The *Kol Rinnah* became the most popular reference book for the average chazzan. It developed a certain type of cantors who were called *Kol Rinnah* cantors."

84 Nekrolog zum Tod von Löw Friedmann in der Zeitschrift *Der Israelit* vom 30. Oktober 1893, in: [https://www.alemannia-judaica.de/berkach\\_synagoge.htm](https://www.alemannia-judaica.de/berkach_synagoge.htm)

82 Anzeige in der Zeitschrift *Der Israelit* vom 16. August 1876, in: ebd.



nahm er dann „allein durch Zureden meines lieben [Sohnes] Carls und vieler Kollegen“ zurück „und setzte wieder mein Amt wie früher fort“. Auch noch nach seiner formellen Pensionierung im Februar 1875 blieb Ehrlich weiterhin im Amt, das er erst im Mai 1876 endgültig aufgab.

Über seine letzten Jahre ist wenig bekannt, wohl auch weil ein großer Teil seiner autobiografischen Notizen aus dieser Zeit durch einen jungen Familienangehörigen entfernt wurde.<sup>85</sup> Eine große Nähe bestand zu seiner Tochter Charlotte (1847–1918), die mit Abraham Mendel verheiratet war und 1870 ihr erstes Kind – zugleich Ehrlichs erste Enkelin – bekam. Charlotte Mendel lebte mit ihrer Familie zunächst in Plaue, spätestens 1874 zog sie mit ihrem Ehemann und ihren mittlerweile drei Kindern nach Arnstadt. Ehrlich besuchte sie dort im Herbst 1874, wobei es ihm „dasselbst in aller Hinsicht gut gefallen hat“.<sup>86</sup> Nach seiner Pensionierung 1876 übersiedelte Ehrlich mit seiner Frau und den im Haushalt noch befindlichen jüngsten Kindern Bertha und Emil sowie der unverheirateten Tochter Louise daher ebenfalls nach Arnstadt, so dass er sich nach wie vor in einem großen Familienkreis befand. Sein Sohn Max machte nach

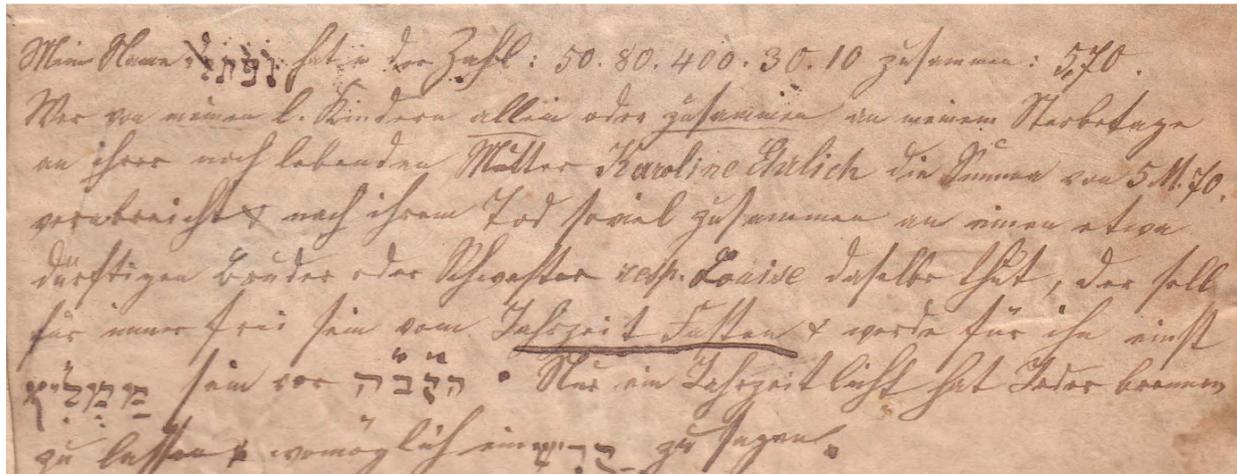
85 Das legt zumindest eine Notiz des späteren Abschreibers nahe, vgl. Hermann Ehrlich: *Lebenslauf und Tagebuch*, Maschinenhandschrift, in: Leo Baeck Institute New York, Hermann Ehrlich Collection, M.E.419, S. 18.

86 Ebd., S. 17.

seinem freiwilligen Militärdienst während des Deutsch-Französischen Krieges 1870–71, bei dem er vor Paris stand, eine erfolgreiche Karriere als Geschäftsmann. Der andere Sohn Carl lebte mit seiner Familie in Römhild. Zu Heinrich bestand seit dessen Ausreise in die USA 1872 offenbar keine Verbindung mehr.

In seinen letzten Lebensjahren musste Ehrlich keine materiellen Sorgen mehr haben, da er laut dem Pensionsvertrag nicht nur seine vollen Amtsbezüge behielt, sondern auch noch eine zusätzliche Alterszulage sowie „die Naturalien in Korn und Holz“ bekam. Nach seinem Umzug nach Arnstadt beschäftigte er sich mit einem neuen Projekt, das

„Treu in allen seinen Taten“: Hermann Ehrlich (1815–1879) –  
ein Kantor und Lehrer im Zeitalter der jüdischen  
Emanzipation



Die letzten Zeilen aus dem autobiographischen Tagebuch von Hermann Ehrlich

dieses Mal nichts mit seinem eigentlichen Beruf zu tun hatte, dafür aber seine Verbundenheit zu seiner neuen Wahlheimat zum Ausdruck brachte. Er erstellte einen Plan von Arnstadt, der außerdem wichtigste statistische Daten und ein ausführliches Verzeichnis von Straßen, bedeutenden Gebäuden und öffentlichen Grünanlagen enthielt.

Die Hochzeit seiner jüngsten Tochter Bertha im Januar 1879 war das letzte wichtige freudige Ereignis, das in Ehrlichs Autobiografie erwähnt wurde.

Während Ehrlich sich in seiner beruflichen Laufbahn aktiv für die musikalische Reform des jüdischen Gottesdienstes einsetzte, blieb er in seinem eigenen religiösen Empfinden zeit seines Lebens traditionell. Das belegen die Gebetbücher aus seinem Nachlass, die allesamt von Wolf Heidenheim (1757–1832), einem bedeutenden deutsch-jüdischen orthodoxen Rabbiner, zusammengestellt worden sind.<sup>87</sup>

Ehrlichs letzte notierte Gedanken waren seiner Familie gewidmet. Zugleich sind sie ein Zeugnis für seine tiefe Verbundenheit mit der jüdischen Tradition und dem jüdischen Denken: „Mein Name *Naftali* hat in der Zahl 50, 80, 400, 30, 10, zusammen: 570.<sup>88</sup> Wer von meinen lieben Kindern allein

oder zusammen an meinem Sterbetage<sup>89</sup> an ihre noch lebende Mutter Karoline Ehrlich<sup>90</sup> die Summe von 5 Mark 70 verabreicht, nach ihrem Tod so viel zusammen an einen etwa bedürftigen Bruder oder Schwester resp. Louise<sup>91</sup> dasselbe tut, der soll für immer frei sein vom Jahrzeitfasten und [es] werde für ihn *Empfehlung sein vor dem Heiligen, gesegnet sei Er*. Nur ein Jahrzeitlicht hat jeder brennen zu lassen und womöglich ein *Kaddisch* zu sagen.“<sup>92</sup>

<sup>89</sup> Im Judentum wird an den Todestag eines nahen Angehörigen, vor allem der Eltern, nach dem jüdischen Kalender gedacht. Dieses jährliche Andenken wird als „Jahrzeit“ bezeichnet. Unter anderem ist das Anzünden eines Jahrzeitlichts (eine spezielle Kerze) für mindestens 24 Stunden und das Kaddisch-Gebet vorgeschrieben, in früheren Zeiten gehörte auch rituelles Fasten dazu.

<sup>90</sup> Karoline Ehrlich starb 1892 im Alter von 70 Jahren.

<sup>91</sup> Louise Ehrlich (1845–1910) blieb als einzige Tochter unverheiratet.

<sup>92</sup> Hermann Ehrlich: Mein Leben und Wirken, Manuskript, in: Leo Baeck Institute New York, Hermann Ehrlich Collection, AR 25610, S. 64. Die Übersetzungen der hebräischen Wörter sind kursiv.

<sup>87</sup> Leo Baeck Institute New York, Hermann Ehrlich Collection, AR 25610/1/5.

<sup>88</sup> Jeder hebräische Buchstabe besitzt einen Zahlenwert, der im jüdischen Denken seit der Antike auch symbolisch interpretiert wurde. Das gilt vor allem für die Summe der Zahlen von Buchstaben eines Wortes (u. a. in der Kabbala). Hier gibt Ehrlich den Zahlenwert der fünf hebräischen Buchstaben Nun, Pej, Taw, Lamed und Jod wieder, aus denen sein Name Naftali in hebräischer Schrift besteht.

## Einführung zum Projekt der Arnstädter Stolpersteine

Jörg Kaps

Der Künstler Gunter Demnig schuf das mittlerweile europaweite Projekt der Stolpersteine, um an das Schicksal der Menschen zu erinnern, die durch Ausgrenzung, Verfolgung, Vertreibung, Deportation und Mord Opfer des Nationalsozialismus wurden. Das Projekt umfasst alle im Nationalsozialismus verfolgten Gruppen. Die Recherchearbeit zu den Arnstädter Opfern der Euthanasie, der Zwangssterilisierten, der Sinti und Roma, der Kommunisten, Sozialdemokraten und Homosexuellen ist eine zukünftige Aufgabe.

Stolpersteine sind quadratische Betonwürfel mit einer Messingplatte, auf welcher der Name, der Geburtsjahrgang und Angaben zum Schicksal der Verfolgten zu lesen sind. Die ca. 10×10×10 cm großen Steine werden meist in das Pflaster bzw. den jeweiligen Belag des Gehsteiges vor dem Haus des zuletzt frei gewählten Wohnsitzes verlegt. Der erste Stein wurde 1996 in Berlin in den Boden eingelassen – zuerst in einer nicht genehmigten Aktion, die aber später legalisiert wurde. Vor den ehemaligen sogenannten Ghetto- bzw. Judenhäusern, in denen auch in Arnstadt ab circa 1940 jüdische Familien bis zu ihrer Deportation in die Konzentrations- und Vernichtungslager gezwungen wurden zu leben, sind Stolpersteine nur zu finden, wo Familien ohnehin dort wohnten und das Haus in ihrem Besitz war.

Derzeit liegen in 26 europäischen Ländern Stolpersteine. Im Dezember 2019 wurde der 75.000-ste Stolperstein in Memmingen verlegt. Das Projekt gilt als das größte dezentrale Mahnmal der Welt, von dem auch Arnstadt ein Teil ist.

Die Stolpersteine lassen uns, auch wenn die Messingplatten ebenerdig im Gehweg eingelassen sind, buchstäblich stolpern über Namen und Daten von Menschen, deren Leben und Wirken längst vergessen schien. Ein Innehalten und Entziffern der in die Würfel gravierten Inschriften, die uns auf Fußwegen, vor Hauseingängen und Toreinfahrten begegnen, holen die Erinnerungen an die verfolgten Fami-

lien aus den weit entfernten Gedenkstätten und Archiven, die sehr stark von unserer alltäglichen Wahrnehmung entfernt sind, in unser Bewusstsein.

Jeder einzelne Stolperstein legt Zeugnis ab – er erzählt, hier hat ein Mensch gelebt, ein Nachbar, ein Freund, ein Spielgefährte oder Schulkamerad. Sie lebten hier, unter und mit uns. Ihr Leben und Leiden sind Teil unserer Geschichte. Wir müssen uns unserer geschichtlichen Verantwortung stellen und diese tragen. Die Stolpersteine haben keinen musealen Charakter. Nein, sie sind Teil unserer aktiven Auseinandersetzung mit unserer Geschichte.

Wir als heutige Generation tragen keine Schuld an den Verbrechen der Nationalsozialisten und vielleicht auch unserer Vorfahren, aber wir sind dafür verantwortlich, dass solche Verbrechen nie wieder geschehen.

Der Arnstädter Stadtrat beschloss in der Sitzung am 14.09.2006 (Beschluss 2006/0456)<sup>1</sup> die Unterstützung des Projektes der Stolpersteine in Arnstadt, die ersten Steine verlegte Gunter Demnig am 21. Mai 2007 in der Stadt.

Vor den Verlegungen der Steine sind umfangreiche Recherchen in den betreffenden Archiven und Gedenkstätten nötig. Der Ausgangspunkt meiner Recherchen war die Publikation unseres ehemaligen Superintendenten, Wolfgang Tittelbach-Helmrich, mit dem Titel „Arnstadts jüdische Mitbürger“<sup>2</sup>. So klein dieses Büchlein auch ist, so hat der Autor doch Großes geleistet. Anfangs schrieb ich in dieses Büchlein Anmerkungen. Ich fand immer mehr Daten und Informationen über jüdische Einwohner Arnstadts, die der Umfang des Buches kaum noch zu halten schien.

<sup>1</sup> [https://arnstadt.more-rubin1.de/beschluesse\\_details.php?vid=20060456&nid=ni\\_000636&status=1&suchbegriffe=2006%2F0456&select\\_koerperschaft=&select\\_gremium=&datum\\_von=09.01.2001&datum\\_bis=03.06.2021&richtung=ASC&entry=&kriterium=be](https://arnstadt.more-rubin1.de/beschluesse_details.php?vid=20060456&nid=ni_000636&status=1&suchbegriffe=2006%2F0456&select_koerperschaft=&select_gremium=&datum_von=09.01.2001&datum_bis=03.06.2021&richtung=ASC&entry=&kriterium=be) [zuletzt eingesehen am 12.01.2021].

<sup>2</sup> Tittelbach-Helmrich, Wolfgang: Arnstadts jüdische Mitbürger, Arnstadt 1995.